

Maximilian Schmidt  
genannt Waldschmidt  
(1832 – 1919)

## Die Christkindlsingerin

Dorfgeschichte aus dem bayerischen Walde  
(Volkserzählung)  
(1863)

Weitere Werke von Maximilian Schmidt:  
<http://www.familie-koenig.de>

## I.

In der Nähe der Hochstraße, die das reizende Chamthtal entlang von Bayern nach dem Königreiche Böhmen führt, erhebt sich zwischen Arnschwang und dem am Fuße des Hohenbogen gelegenen Grenzstädtchens Furth ein einzelner, nicht unbedeutender Granitblock, welcher unter dem Namen „der Teufelsfelsen“ bekannt ist. Es geht die Sage, daß hier der Teufel Rast gehalten, als es ihm einstens gefallen, eine böse Pfarrersköchin zu holen, um mit ihr eine Luftfahrt in seine höllische Hofhaltung zu machen. Die schwere Last habe ihn dermaßen ermüdet, daß er sich den Felsen zu einer Ruhestation erwählt, und weil die Entführte einen Fluchtversuch gemacht, habe er sie dergestalt auf den Stein niedergedrückt, daß man noch heutigen Tages in dem Felsen die eingepreßten Falten ihres Rockes, wie nicht minder den Geißfuß Seiner bestialischen Herrlichkeit mit einiger Phantasie erkennen kann. Aehnliche Merkmale findet man auf mehreren Felsen im bayerischen Walde, was zu der Annahme berechtigt, daß dem armen Teufel diese Entführung sehr sauer gemacht wurde. Doch was liegt daran! Nicht der verrufene Felsen, sondern das junge Mädchen interessiert uns, das an einem kalten Wintertage, kurze Zeit vor Weihnachten, dort oben stand und angestregten Blickes hinauschaute auf die sich im Thale hinschlängelnde Straße. Mit Sehnsucht erwartete sie einen Fuhrwagen, der ihr etwas bringen sollte, das alle Wünsche ihres kleinen Herzens befriedigen würde, nämlich: ein wächsernes Christuskind.

Das vierzehnjährige Mädchen mit seinem klugen Gesichte, den braunen großen Augen und dunklem Haar, das in zwei langen Flechten unter einer schwarzen mit Pelz eingefaßten Haube über seine Schultern herabhing, trug ein blaugefärbtes, leinenes Kleidchen, eine braune Schürze und war in ein grauwollenes Tuch gehüllt, das es, der großen Kälte halber, enge an sich zog, während seine Hände in Pelzhandschuhen steckten, die mittelst einer über die Schultern gezogenen grünen Schnur zusammengehalten waren.

Es mochte um die Mittagszeit sein. Der Schnee wiegte sich auf den Tannen des nahen Waldes, als wollte er da sein Mittagsschläfchen halten, und die Krammersvögel flatterten futtersuchend hastig umher auf den zahlreichen, längs der Straße stehenden Vogelbeerbäumen, deren gefrorene rote Beeren malerisch abstachen gegen die Bläue des Himmels und das Weiß der Erde.

Die Kleine, welche auf ihrem hohen Standpunkte der kalten Luft von allen Seiten ausgesetzt war, zitterte vor Frost; aber gleichwohl blieb sie oben und blickte in ängstlicher Erwartung ins Thal hinaus. Neben ihr stand eine kleine, blaugestrichene, halb in rotes Tuch eingewickelte Wiege, auf die sie oft ihre Blicke mit einer gewissen Zufriedenheit richtete. Die Wiege war heute erst vom Schreiner in Furth angekauft und schöne, künstliche Blumen waren darin um ein weißes Kissen angebracht, auf dem das Christkind zu ruhen bestimmt war, das der Fuhrmann mitzubringen versprochen. Hatte sie dann noch die Wiege mit seidenen Bändern zierlich umschlungen, um das Wiegen zu erleichtern, so konnte sie ihre kleine Industrie sofort beginnen. Es ist nämlich im bayerischen Walde Sitte, daß vor dem Christfeste junge Mädchen mit einer solchen Wiege von Haus zu Haus gehen, um das Christkindl anzusingen. Man sieht diese „Christkindlsingerinnen“ gern kommen, ergötzt sich an ihrem Gesange und beschenkt sie dann mit Geld.

In diesem Jahre hatten sich auch das Kleinmichl-Waberl und ihre Freundin, das Balsen-Annemirl von Kleinaigen entschlossen, das Christkindl anzusingen. Waberls Großmutter, die alte Nandl, hatte den Mädchen ein Lied einstudiert, das sie recht wacker mitsammen vortrugen, und für das zu erwerbende Geld waren vom Hafner schon lange die Sparbüchsen angekauft. Alles war also in Ordnung bis auf das Christkind, welches der Mirtl-Sepp, ein junger Fuhrmann aus Furth, von München mitbringen sollte. Der Sepp hatte es dem jungen Mädchen gern zugesagt, denn er hatte von jeher eine große Zuneigung zu der Kleinen, deren Vater fast sein ganzes Leben hindurch Fuhrknecht im Mirtlschen Hause gewesen und in dessen Diensten, sechs Jahre vor dem Zeitpunkte unserer Erzählung, verunglückt war.

Waberls Mutter überlebte ihren Mann nicht lange und hinterließ die achtjährige Waise ihrer Schwiegermutter, der alten Nandl, die ein Austraghäusl in Kleinaigen besaß. Kleinaigen ist ein Stündchen südöstlich vom Grenzstädtchen Furth entfernt und liegt reizend zwischen üppigen Obstbäumen am Hange einer längs des Chambbaches sich hinziehenden Anhöhe, gerade gegenüber dem Markte Eschlkam und dem prächtigen Hohenbogengebirge.

Waberl hatte schon in aller Frühe ihr Dörfchen verlassen, um in Furth die benötigten Gegenstände einzukaufen und dann dem Fuhrmann entgegenzugehen, welcher eben heute eintreffen mußte. So gelangte sie bis zum Teufelsfelsen, den sie erstieg, um eine weitere Fernsicht zu haben. All ihre Gedanken waren beim Christkindl-Ansingen, und während sie bald auf die Straße, bald nach ihrer kleinen niedlichen Wiege blickte, sang sie, trotz der empfindlichen Kälte, das von der Großmutter erlernte Lied, welches in einfacher Volksweise die freudige Ankunft es heiligen Christ verkündete.

Plötzlich unterbrach sie ihren Gesang mit einem lauten Freudenausruf, denn sie erblickte endlich einen auf der Straße herankommenden großen Fuhrwagen, und ihr Herz sagte ihr, daß er der ersehnte sei.

Es war in der That der Mirtl-Sepp, der mit seinem beladenen Frachtwagen nahte. Sechs schöne Hengste, nach Lüneburger Art auf das flotteste ausgerüstet, zogen denselben. Zahlreiche blankgeputzte Rosen waren an dem Sattelzeuge angebracht; rote Staubhadern nebst Dachshäuten schmückten die Geschirre der mit messingenen Beißkörben versehenen Gäule, welche den hochbeladenen, mit Bastdecken und weißen Blahen unterbreiteten Frachtwagen rüstig auf der Straße daherzogen. Ein weißer Spitzhund, der unentbehrliche Begleiter jedes vollkommenen Fuhrwerkes, schritt gemächlich nebenher. Bei den Spitzengäulen schlenderte ein bejahrter kleiner Knecht schweigend dahin. Er war fast ganz in einen alten, blauen Fuhrmannskittel eingehüllt, aus welchem er nur zeitweise sein vor Kälte blaues Gesicht mit einer roten Nase heraushob, um seine Gäule mit einem „Hi, hi!“ aufzumuntern.

Der junge Mann bei den Stangengäulen, ein hochstämmiger Bursche von kräftigem, muskulösem Körperbau, achtete der Kälte wenig. Er hatte einen schönen, blonden Krauskopf und auf seinem hübschen Gesichte mit scharf markierten Zügen, blauen Augen und etwas gebogener Nase lag ein bunter Strauß von künstlichen Blumen und Flittergold. Eine blaue, mit weißen Stickereien verzierte Bluse, welche er über einer warmen Jacke trug, eine schwarzlederne Hose, in deren Schlitztasche das unvermeidliche mit Silber beschlagene Besteck nicht fehlte, und schwarze Wadenstiefel bildeten seine Kleidung. Er knallte mit seiner Peitsche, daß es weithin schallte und aus dem Walde ein vielfaches Echo wiedertönte; dann pfiß er seinen Gäulen ein lustiges Stückchen vor, wozu das laute Knarren des Wagens auf dem Schnee eine eigentümliche Begleitung abgab, oder er sang ein fröhliches Lied, dem selbst die Hengste durch Schütteln ihrer Mähnen gebührenden Beifall zollten:

Und i bin a lustiger Fuhrmannsbua,  
Und i bin a lustiger Bua! usw. usw.

„Zwetschgerl,“ rief jetzt Sepp seinem Knechte zu, „siehst auf ’m Teufelsfelsen dort die Pfarrersköchin?“

„Hi, hi!“ entgegnete kurz der alte Zwetschgerl, indem er mit dem Kopfe nickte und seine emporgehobene Nase schnell wieder in die warme Hülle steckte.

Waberl stieg jetzt den Felsen hinab und eilte dem Wagen entgegen.

„Guat’n Morg’n, Sepp!“ rief sie schon von weitem. „Hast mi nöd vergessen und ’s Christkindl mitbracht?“

„Je! ’s Waberl!“ entgegnete der Fuhrmann. „Hab justament glaubt, wie du auf ’m Teufelsfelsen oben g’standen bist, du wärst a kloane Wetterhex.“

„Hast mir ’s Christkindl mitbracht?“ fragte jetzt das Mädchen wieder.

„Verflixt noch amal!“ rief der Bursche. „Schau Deandl, d’rauf hab i völli vergessen.“

„Was – vergessen?“ rief das Mädchen schmerzlich aus und zwei große Thränen traten ihr in die Augen. „Hast mir ’s so g’wiß versprochen, Sepp, und i hab mi drauf verlassen. Morg’n wollten wir ’s Christkindl ansingen und jetzt –“ sie konnte nicht weiter sprechen und wollte eben bitterlich zu weinen anfangen.

„Waberl,“ sagte jetzt Sepp, „sei g’scheit, i sollt ’s Christkindl vergessen hab’n!“

„Ja, du willst mi foppen!“

„No’, so sollst es glei’ sehgn.“

Er ließ halten, weil ohnedies die Sperrkette angelegt werden mußte, und nachdem er seinen Koffer aus der Hutsche gehoben und geöffnet hatte, nahm er aus demselben eine nagelneue Schachtel heraus.

Waberl hatte ihre Thränen getrocknet und lachte ganz selig bei diesem Anblicke. Als aber Sepp die Schachtel öffnete und ein allerliebstes, wächsernes Christkind mit krausem Haar und blauen Aeuglein sichtbar ward, konnte sie vor freudigem Erstaunen nichts hervorbringen als: „Ui, ui!“

„Dös schenk i dir,“ sagte der junge Fuhrmann, „und unten in der Schachtel is no’ was für di; dös kriegst aber erst z’ sehgn, wenn wir z’ Haus sand.“

„No’ was, dös mir g’hört?“

„Ja. I wollt dir ’s erst auf Weihnachten geb’n, weil i di aber vorhin so erschreckt hab, sollst es heut no’ krieg’n.“

„Sag mir, was ’s is. Is’s zum Essen oder zum Anzieh’n? Sepp, i will’s erraten.“

„Nix da,“ wehrte lächelnd der junge Mann, „i will di in der Erwartung lassen.“

Dagegen war nichts mehr einzuwenden. Der Koffer wurde wieder versperrt und der Wagen fuhr zur Zufriedenheit des Zwetschgerl weiter.

Waberl ging neben dem Sepp her und wurde recht gesprächig. Sie zeigte ihm die kleine blaue Wiege und enthüllte ihm alle Hoffnungen und Wünsche, welche sie daran knüpfte.

„Ach, dös soll ja der Anfang von mein’ Reichtum sei’, sagt mei’ Ahnl (Großmutter). ’s Christkindlansingen bringt mir a paar Guld’n Geld, wofür i mir Flachs kaafa will. Den spinn i den Winter über und aus der Leinwand davon lös’ i so viel, daß i mir a paar Ferkeln einhandeln kann. Die werden g’mäst und nacha wieder verkaaft. Dafür stell i mir a Kalb’n ein, dann krieg i a Kuah, krieg Milch und Butter zu verkaafa, und so wird’s besser und immer besser, bis i recht reich bin.“

„Und was g’schieht nacha?“ fragte lächelnd Sepp.

„Was nacha g’schieht, dös woäß i no’ nöt.“

„No’, Deandl, wenn du amal so reich bist und brav bleibst, wird’s nöd fehl’n, daß der rechte Bauernbua kimmt und si verlobt mit dir.“

„A Bauernbua?“ fiel Waberl rasch ein. „Mei’ Muatterl hat mir prophezeit, daß i mi nur mit an’ Ritter verlob’n werd’.“

„Mit an’ Ritter?“ fragte lachend Sepp. „Also so hoch ’naus hast d’ es im Sinn?“

„Ja,“ erwiderte die Kleine mit Nachdruck. „A Ritter muaß ’s sei’, i woäß ’s g’wiß!“

„Dös freut mi, Waberl,“ entgegnete Sepp. „Dann kannst dein’ Ritter alleweil mit deine Sagmaneln (Sagen und Märchen) unterhalten.“

„Ja, bis dahin lern i no’ viel. I woäß scho’ wieder a paar neue, die i dir erzähl’, wenn’s d’ auf Kleinaigen kimmst. Und Rätseln woäß i jetzt so viel, daß d’ grad gnua zum Erraten kriegst. I hon a Rätselbüachl und nacha mach i mir jetzt selber solche, aber die san so leicht, daß ’s nur für die kloan Deandln vom Dorf passen. Du kriegst scho’ schwerer, Sepp, und nacha lach i di recht aus, wenn ’s die recht anstrenga.“

So plauderte die Kleine und ergötzte den jungen Mann, bis Furth erreicht war und der Wagen im Hofraume des Mirtlschen Hauses hielt. Frau Mirtl bewillkommte ihren Sohn mit den Fragen: „Bringst viel und guate War’? Fehlt ’n Rossen nix? Bist d’ g’sund?“

Sepp konnte alle diese Fragen sehr günstig beantworten und sorgte vor allem für seine Pferde, während er Waberl in die Stube gehen ließ, bis er mit dem Koffer dahin nachkommen würde.

„Was hat denn dös Deandl da z' schaffen?“ fragte unwirsch die Frau, als sie des Mädchens ansichtig ward und es erkannte.

„I hon a B'stellung für sie g'habt,“ antwortete Sepp.

„A B'stellung?“ fragte die Frau schnippisch.

„Ja,“ viel Waberl jetzt ein, „und nöd umsonst; i hon 's Geld dafür schon bei mir.“ Dabei zog sie ein kleines Geldbeutelchen heraus und zeigte es mit einem gewissen Selbstbewußtsein der Frau Mirtl. „Es is a Frauenbildlthaler drin von meiner Firmgod. I hon nix umsonst verlangt und in Enka Stub'n mag i gar nöd eini. Gelt Sepp, du laßt mi in dein' Stall, daß i deine Roß fress'n seh'.“

„Wie d' magst!“ entgegnete der Angeredete, „aber d' Wieg'n kannst dennat einistell'n, daß ihr nix passiert.“

Das that auch das Mädchen, ohne sich lange um die Mirtl, welche, wie ihr bekannt, von jeher ihre Familie haßte, zu kümmern.

Die Frau warf dem Mädchen einen mißliebigen Blick nach und sagte dann zu ihrem Sohne: „Kimm bald eini in d' Stub'n, es warten scho' seit der Fruah zwoa Tauböhm (Tuch-, Leindwandböhmern) auf di und du kriegst heut no' a wichtig's G'schäft.“ Damit ging die Frau ins Haus.

„Was wird dös wieder sei'!“ rief Sepp ärgerlich aus, indem er die Stangengäule nach dem Stalle führte, wohin Zwetschgerl und ein anderer Knecht schon die übrigen gebracht hatten.

Waberl kam auch dahin und hatte ihre Freude daran, daß nun die Pferde wieder Ruhe und Futter bekamen.

Sie hatte eine besondere Vorliebe für dieselben; war sie doch unter diesen Pferden bei Lebzeiten ihres Vaters aufgewachsen. Freilich waren sechs Jahre seitdem verflossen, aber sie bildete sich ein, die Tiere würden sie alle noch kennen, und wie früher ging sie furchtlos zu einem jeden in den Stand hinein, sprach mit ihm, streichelte es und war glücklich, dies thun zu dürfen. Dabei dachte sie aber immer an das etwas, welches ihr der Sepp noch mitgebracht, und oft sah sie nach der Thüre, ob sie nicht in das Haus hinübergerufen würde, in das der junge Mann, sobald er die Rosse versorgt hatte, gegangen war. Gerne wäre sie dem Drange ihres Herzens gefolgt und Sepp nachgefolgt, hätte sie nicht dessen Mutter, die von jeher keine besondere Neigung zu dem Mädchen hatte, gescheut.

Waberl wußte nicht, aus welchem Grunde Frau Mirtl ihre Ahnl so anfeindete. Auch ihre selige Mutter, wie sie sich erinnerte, war nicht gut auf die Mirtl zu sprechen, und doch lebten die verstorbenen Väter in den freundschaftlichsten Verhältnissen.

Der Kleinmichl, wie man Waberls Vater nannte, brachte seine ganze Lebenszeit im Mirtlschen Hause zu. Er war mit dem seligen Mirtl aufgewachsen und hatte ihn auf allen Fahrten begleitet; er genoß dessen unbedingtes Vertrauen und wurde mit großartigen Frachten in die entferntesten Städte gesandt. Der Kleinmichl ersparte sich ein schönes Stück Geld und hätte wohl auf eigene Faust ein Fuhrwerk betreiben können, aber der alte Mirtl konnte ihn nicht entbehren, denn er war die Seele seines Geschäftes, besaß Klugheit und Einsicht und spekulierte fast immer glücklich. Nebenbei trieb er einen Handel mit allerlei kleinen Waren, welche er hinüber und herüber brachte und geeigneten Ortes mit Profit veräußerte. Das Kapital, welches er sich hierdurch erwarb, brachte er jedoch nicht nach Hause mit, denn sei Weib wußte mit dem Gelde nicht haushälterisch umzugehen und würde das Mädchen nur hoffärtig und hochmütig erzogen haben, was nicht in der Absicht des Vaters lag, der für sein Kind nur deshalb sparte, um ihm einstens eine sorgenfreie Zukunft zu schaffen. Dahin war all sein Bestreben und das Glück begünstigte ihn. Nebstdem war er der treue Knecht seines Herrn und hatte Gelegenheit, diesem Treue und Dankbarkeit in der glänzendsten Weise zu bethätigen.

Der alte Mirtl fuhr einmal ein Transitogut, aus mehreren Wagen Seidenwaren bestehend, die durch Bayern transportiert werden sollten, von Tirol nach Böhmen. Die Begierde nach großem Gewinne bewog ihn zu einem Unterschleife. Er nahm nämlich diesseits der Grenze die Waren, auf welche ein hoher Eingangszoll gelegt war, aus den Kisten, füllte sie mit andern in Böhmen gesuchten Artikeln und legte hierauf falsche Schnüre und Bleie an. Der Unterschleif wurde verraten, das Fuhrwerk konfisziert und Mirtl überdies zu einer großen Geldstrafe verurteilt.

Nach diesem Verluste war Mirtl ein ruiniertes Mann. Fuhrwerk und Fracht, in denen fast sein ganzes Kapital steckte, war dahin, und schon hatte er den Gedanken gefaßt, sich ein Leid anzuthun, um der Schande zu entgehen, die er in der Heimat zu erdulden gehabt hätte, als ihm der Kleinmichl ein rettender Engel ward.

„Herr,“ sagte er, „i hon mei' Geld in Enkan Deanst z'sammg'spart. Wär' i in a Not komma, hätt's ma sicher g'holfen und weil's Oes jetzt drin seid's, will i Enk helfa. I hon in Straubing a Kapital liegen, dös nöd unbedeutend is, dös steht Enk zu Deansten. Wir tauschen Pferd und Wagen wieder ein, schau'n uns um a neue Ladung um und mit der Zeit habt's Enk wieder so viel erspart, daß 's mir mei' Geld z'ruckgebn könnt's. Mei' Wei woäß nix von mein' Vermög'n; sie braucht aa nix z'wissen. Is mei' Waberl siebzehn Jahr alt, so könnt's ihr dös Geld mit die Zinsen auf oanmal zuakemma lassen, damit's an' braven Burschen nach ihrer Wahl heirat'n kann. Oes stellt's mir beim nächsten G'richt an' Schuldschein aus und den hinterleg i beim Eschkamer Pfarramt als mei' Testament bis zu Waberls siebzehnten Geburtstag.“

So geschah es denn auch. Mirtl konnte sein Fuhrgeschäft wieder betreiben und alles ging von nun an gut. Da hatte der Kleinmichl das Unglück, in Wälschland von einem Gaule erschlagen zu werden, und kurze Zeit darauf folgte auch der alte Mirtl seinem treuen Lebensgefährten nach ins Grab. Auf seinem Sterbebette sagte er noch zu Frau und Sohn: „Seid's sparsam, i hinterlaß Enk leider a große Schuld. Könt's den Schuldschein, der Enk in acht Jahr am ersten Juni vorzoagt wird, nöt einlösen, so könnt's leicht von Haus und Hof müassen. Spekuliert's aber auf ehrliche Weis', soll 's Gottes Seg'n gedeihen lass'n!“

Die Frau erschrak über diese unerwartete Nachricht mehr, als über den hierauf erfolgten Tod ihres Gatten.

Die Witwe des Kleinmichl war mit ihrer Tochter zu ihrer Schwiegermutter nach Kleinaigen gezogen. Sie konnte es nicht fassen, daß ihr Mann außer den paar hundert Gulden, welche sich nach seinem Tode vorfanden, nichts erspart haben sollte, und raisonnerte auf das Mirtlsche Haus, indem sie die Behauptung aufstellte, ihr Mann hätte dort Geld liegen und man wolle dies ableugnen. Sie konnte dies freilich nicht beweisen, sondern hielt sich nur an eine unbedachte Aeußerung, die der Fuhrmann einmal in einem „lustigen“ Zustand gemacht hatte. Daher kam denn auch die Feindschaft der Frauen gegen einander. Die alte Großmutter wußte allein um das Geständnis; aber sie hatte es ihrem Sohne in die Hand gelobt, vor der Zeit gegen niemand davon etwas verlauten zu lassen.

Waberls Mutter war zwar eine rechtschaffene Frau, aber sie hatte den Fehler, sich in finanziellen Dingen über ihren Stand emporheben zu wollen. Nebstdem hegte sie eine überschwengliche Liebe zu ihrem Kinde, das sie sicher verzogen haben würde, wenn nicht der Tod sie unvermutet abgerufen hätte.

So hatte die Kleine niemand mehr auf der Welt, als ihre Großmutter, die alte Nandl; aber an dieser besaß sie die treueste Mutter, die mit Liebe und Vernunft das Mädchen heranzog und Geist und Herz in gleicher Weise zu bilden verstand.

Als Waberl jetzt im Stalle so hin und her ging, ahnte sie nicht, daß all dieser Reichtum, den sie so anstaunte, aus ihrem Vermögen entsprossen sei; sie glaubte, der Frauenbildthaler in ihrem Beutelchen umfasse all ihr Besitztum. Aber sie fühlte sich reich damit, und dann hoffte und spekulierte sie ja auf den Gewinn ihres morgen zu beginnenden Christkindlansingens und

machte die allerschönsten Pläne, nicht ahnend, wie ganz anders das Schicksal es ihr bestimmt hatte.

Endlich ward sie in das Haus abberufen, und mit diesem Gange begann der erste Akt ihres Verhängnisses.

## II.

Waberl hoffte, Sepp würde ihr nunmehr das Mitgebrachte übergeben und sie sodann die Rückkehr in ihr Dörfchen antreten können. Es wurde ihr auch von dem jungen Manne ein prächtiges seidenes Halstuch überreicht. Kaum konnte sie es fassen, daß es ihr gehöre und daß ihr Sepp beides, das Tuch und das Christkind, zum Geschenke mache. Aber sie durfte sich nicht lange ihrer Freude überlassen. In der Ecke standen zwei Böhmen mit niederen, breitrempigen, fest auf den Kopf gedrückten Hüten, unter denen zwei häßliche finstere Gesichter mit langen unreinen Bärten hervorschauten. Sie trugen lange schmutzige Mäntel von ungebleichter Leinwand, aus welchem Stoffe auch die übrige Kleidung, in Jacke, Weste und kurzer Hose bestehend, gefertigt war. Frau Mirtl stand bei ihnen, und als sich Waberl umwandte, bemerkte sie, daß aller Blicke auf sie gerichtet waren.

Fragend blickte sie Sepp an.

„Waberl,“ sagte jetzt dieser, „magst mir an’ G’fall’n thuan?“

„An’ G’fall’n? I dir an’ G’fall’n? Sag nur, was ’s is.“

„Du sollst heunt no’ nach Daberg eini gehn und a Botschaft thuan; im drinnern Daberg über der Grenz.“

„Ins Böhmische?“ fragte überrascht das Mädchen.“

„Woaßt d’ den Branzert?“ fragte jetzt Frau Mirtl.

„Na’,“ entgegnete die Kleine, „aber i werd’ ’n scho’ erfrag’n.“

„Nöt frag’n, nöt frag’n bei andern Mensch!“ fielen rasch die Böhmen ein.

„Am besten,“ meinte Frau Mirtl, „könnt’s sein, wenn du ’s Christkindl ansinga thätst in den oansichtigen Häusern drent’n. So oft d’ fortgehst, fragst nacha: „Wie hoäßt’s da am Haus?“ Laut’t d’ Antwort: „Beim Branzert“ – so giebst dem Branzert dös Briaferl da. Verlier’s nöt, es handelt si um a bedeutende Sach’.“

„Aber i hon no’ koane Bänder an der Wieg’n,“ sagte Waberl.

„Di werd i glei’ b’sorg’n!“ entgegnete die Frau.

„Und i woäß nöd, ob i ohne ’s Annamirl dös Liad werd singa könne.“

„Probier’s halt amal!“ sagte Sepp.

Die Bänder wurden sofort um die Wiege geschlungen, und nachdem alle in der Stube Anwesenden zum Tisch herangetreten waren, sang das Mädchen nicht ohne Herzklopfen zum ersten Male vor fremden Leuten ihr Christkindllied:

Mitten in der Nacht  
Sind d’ Hirten erwacht.  
Sie können kaum schnaufen  
Vor Rennen und Laufen  
Dem Krippelein zu,  
Der Hirt und sein Bu.

Gar lieblich und schön  
Am Krippelein thut stehn  
Maria, die Reine,  
Im Heiligenscheine  
Und will sich bemüh’n  
Vor’m Kindlein zu knie’n.

Ei, Büblein, komm nah,  
 Was finden wir da?  
 Ein herzigs schön's Kindlein  
 In schneeweißen Windlein,  
 Auf Stroh und auf Heu,  
 Hold lächelnd dabei.

Ei, daß Gott erbarm!  
 Die Frau ist so arm!  
 Sie hat ja kein Pfännlein,  
 Zu kochen ein Müslein,  
 Kein Mehl und kein Schmalz  
 Und kein Breserl Salz.

Da hatten gar schnell  
 Die Hirten zur Stell:  
 Milch, Honig und Butter,  
 Und gaben's der Mutter  
 Mit freudigem Sinn  
 Und knieten sich in.

Und Engleingesang  
 Hoch oben erklang:  
 Frohlocket und singet,  
 Christkindelein bringet  
 Erlösung zurück  
 Und himmlisches Glück!

Sie sang es recht wacker und alle lobten sie darüber. Frau Mirtl aber sagte: „Du kannst getrost die Botschaft b'sorg'n. Da hast dös Briaferl!“

„I werd 's dem Branzert richti übergeb'n,“ sagte Waberl, „aber i därf mi eil'n, sunst kimm i vor'm Betläuten gar nimmer z' Haus.“

„Erst essen wir no' mitanander!“ rief Sepp.

Waberl sagte gern zu, und nachdem sie Sepp durch ihre naiven Einfälle und Rätselaufgaben noch viel ins Lachen gebracht und ihm für seine Geschenke schöne rote Handstutzen zu fertigen versprochen hatte, wanderte sie mit der kleinen Wiege flüchtigen Schrittes der böhmischen Grenze zu.

Sie kannte alle Wege genau, und war der eine durch hohe Windwehen ungangbar, so wußte sie geschickt einen anderen zu finden. Diese Terrainkenntnis hatte sie auf den vielen Gängen erworben, die sie für ihre Großmutter, welche bis vor wenigen Jahren noch die Chamauerbötin war und Briefe, Brot und allerlei kleine Artikel von dort mitbrachte, zu besorgen gehabt. Waberl blieb kein Häuschen und kein Weg in der Umgegend unbekannt. Heute nach dem Grenzdorfe, als der gewöhnliche, der beim Hacklherrgott vorüber führt, wie man eine am Klöpflersberge und am Fahrwege stehende Kapelle nennt. Es war dies ein neu angelegter Holzabfuhrweg oder sogenannter Ziehweg, der am Hange des dicht bewaldeten, anderthalbtausend Fuß hohen Dieberges hinläuft und soeben von Holzfällern durch Feststampfen des Schnees zum Gebrauche hergerichtet wurde.

Das im Sommer und Herbst gefällte Holz wird an die Ziehwege für den im Winter erfolgenden Transport hingbracht und sodann mit eigens dazu konstruierten Handschlitten in das Thal hinabgefahren, von wo aus der weitere Transport im Frühjahr, meistens durch die Trift auf den Regen oder der Ilz nach der Donau stattfindet, von wo aus die Produkte des Waldes bis zum Schwarzen Meere und der Nordsee gelangen.

Der Ziehweg, auf welchem Waberl die Holzfäller arbeiten sah, zog sich am Hange des Berges nur mäßig ansteigend hin und war so breit, daß er selbst für einen größeren Schlitten



gebraucht werden konnte; auf der andern Seite des Berges führte er durch den dichten Wald hinunter in das Danglesthal, in welchem Daberg liegt. Waberl kam hier durch das Gehölz, in welchem der Sage nach der Hirschtritt stattgefunden hatte, von dem ihr die Großmutter öfters erzählt und woran sich jetzt das Mädchen in ihrer steten geistigen Thätigkeit erinnerte. Die Sage ist folgende:

Die Schützen von Furth und ihre Jagdabenteurer waren vormals weit und breit berühmt. Lange Zeit hatte sich im Munde des Volkes die Ueberlieferung von gewaltigen Kämpfen dortiger Jäger mit Wölfen und Bären, sowie die Kunde von einem schlimmen Ritte erhalten, den vor etwa hundert Jahren der Stadtschreiber Lanner von Furth auf einem Hirsche gethan. Lanner hatte auf einer Jagd in Daberg, an der gleich ihm mehrere Bürger Anteil nahmen, einen Hirsch erlegt und in übermütiger Weidmannslust sich auf den Rücken des vermeintlich tod daliegenden Wildes gesetzt. Plötzlich aber sprang dieses auf die Läufe, warf den Kopf zurück und preßte mit seinen Geweihen den Stadtschreiber so fest an sich, daß dieser sich nicht mehr losmachen konnte. Und nun ging's in windschnellem Laufe dem Dickicht zu. Erreichte dieses der Hirsch, so war Lanner verloren, die spitzigen Aeste des Unterholzes rissen ihm dann das Fleisch vom Leibe. Da schlug einer der Jagdgefährten, ein entschlossener Mann und sicherer Schütze, seine Büchse an und brannte in Gottesnamen auf Tod und Leben los. Der Hirsch, tödtlich getroffen, brach zusammen und der Stadtschreiber war gerettet. So oft dieser sein Abenteuer erzählte, versicherte er, daß er beim Niederstürzen des Hirsches eine Erschütterung in allen Gliedern gefühlt habe, als wären Himmel und Erde auf ihn gefallen. –

Daberg liegt in einem stillen, von dunklen Waldungen eingeschlossenen Thale, das der Danglesbach durchläuft. Das Dorf besteht aus einzeln stehenden Häusern, welche of viertelstundenweise von einander entfernt sind und von denen die äußeren über die Grenze hinausreichen. Waberl ging auf gut Glück in eines der letzteren hinein. Sie war unangenehm berührt, in der finsternen Stube (denn hier zu Lande sind die hölzernen Stubendecken schwarz gefärbt vom Rauche, den der brennende Span verursacht, was die Gemächer mit den ohnedies kleinen Fenstern sehr düster macht) wieder ähnliche böhmische Männer zu sehen, wie in Furth bei der Frau Mirtl.

Bei ihrem Eintritte standen alle auf.

„A Christkindlsingerin!“ riefen sie und jeder drängte sich zu dem Tische heran, wo Waberl ihre niedliche Wiege aufgestellt hatte und nicht ohne Befangenheit ihr Lied begann. Nachdem sie damit zu Ende war, blickte sie fragend umher, welchen Eindruck ihr Gesang gemacht, und wider Erwarten lächelte ihr alles zu, staunte die schöne Wiege an und, indem man ihr eine Hand voll großer Kupfermünzen gab, verlangte man nochmals das „schöne G'sangl“, welchem Wunsche Waberl sofort entsprach.

Während sie ihre Wiege wieder mit dem roten Tuche umwickelte, fragte sie: „Wie hoßt's denn da am Haus?“

„Da hoßt's beim Branzert!“ entgegnete ein alter, bärtiger Mann, der etwas besser als die übrigen Männer gekleidet war.

„So?“ rief Waberl überrascht. „Oes seids wohl selber der Branzert.“

„Ja, Deandl, der bin i,“ antwortete der Böhme.

Waberl zog jetzt den Brief aus der Tasche und drückte ihn dem Mann geheimnisvoll in die Hand.

„Vom Mirtl?“ fragte dieser lebhaft.

„Ja.“

Er rief jetzt den andern Männern auf böhmisch etwas zu und auf allen Gesichtern zeigte sich plötzlich ein heiterer Ausdruck. Man plauderte in böhmischer Sprache laut und lebhaft hin und her. Dann sagte der Branzert zu der Christkindlsingerin: „Sag dem Sepp, daß die Waren Schlag zehn auf 'n Schlitten verpackt san, damit er 's mit seine Roß über 'n Klöpflersberg transportieren kann.“

„Ja, i komm heut nimmer auf Furth,“ entgegnete die Kleine ängstlich und überrascht zugleich, denn nun merkte sie erst, daß er sich hier um eine Schmutzgelei handle.

„Is aa nöt vonnöten!“ sagte der Mann. „Im Brief steht’s ja, daß er Schlag zehn da sein wird.“

Dann griff er in die Tasche und, einen Zwanziger herausnehmend, reichte er denselben dem Mädchen, „für ihren Dienst,“ wie er sich ausdrückte.

Waberl sträubte sich entschieden, dieses Geld anzunehmen.

„Bin scho’ zahlt,“ erwiderte sie.

„Saubern Mund halten!“ warnte jetzt der Branzert. „Es handelt si um viel und ’s ist jetzt a g’fährliche Zeit für uns; d’ Aufseher hab’n scharf g’lad’n. Hat neuli erst im Schanzenholz drenten der Ruhland ins Gras beißen müassen. Nöt schnaufen von der Sach’, Deandl, daß ’n Sepp nix passiert.“

Das Mädchen verließ das Haus und schlug eiligen Schrittes den Weg nach ihrem eine kleine Stunde entfernten Dörfchen ein. Ihr kleines Herz schlug unwillig gegen die Brust. Sie fühlte, daß sie zu einer unsauberen Sache verwendet worden sei, und war böse auf Sepp, daß er ihr dies angethan. Das Geheimnis, in welches sie willenlos eingeweiht wurde, war ihr zuwider und drückte sie. Sie hätte dem Sepp lieber sein Tuch und selbst das wächserne Christuskind zurückgeben mögen.

Bereits dämmerte es, als sie so allein den Weg durch den Wald suchte. Ihr war jetzt bange vor der Großmutter, denn diese mußte über ihr langes Ausbleiben in Angst sein. Was sollte sie ihr sagen? Ihre Anwesenheit in Daberg mußte ein Geheimnis bleiben, und die alte Frau anzulügen, verstand sie nicht. Es war bereits dunkel, als sie unter diesen bangen Gefühlen Kleinaigen erreichte.

Am äußersten Ende des Dorfes stand die alte Großmutter mit der Annamirl, die mit Sehnsucht auf ihre Rückkehr harrten.

„Waberl, bist du’s?“ rief sie ihr schon von weitem entgegen, und die Alte zankte die Enkelin über das lange Ausbleiben und die ihr dadurch verursachte Angst tüchtig aus, lenkte aber dann selbst mit der Entschuldigung ein: „G’wiß is der Sepp so lang nöt komma!“

„Ja, so is’s!“ sagte das Mädchen. „I hon aber jetzt alles, was wir zum morgigen Christkindlansingen brauch’n.“

„No’, daß d’ nur da bist!“ rief froh die Alte. „Komm nur schnell hoam in d’ warme Stubn. Du muaßt ja ganz ausg’fror’n sein, mei’ arm’s G’schöpf!“

Annamirl nahm ihrer Freundin gleich die Wiege ab, und anscheinend leichten Herzens schlugen alle drei den Weg nach einem der ersten Häuschen, welches die Wohnung der Alten war, ein. Waberl aber war eigentümlich erregt; sie wußte etwas, das sie ihrer Großmutter nicht sagen durfte, und das war ihr ein unerquickliches Gefühl, denn zum ersten Male in ihrem Leben umschloß ihr Herz ein Geheimnis.

### III.

Das Häuschen der alten Nandl war während der langen Winterabende von jeher der Sammelplatz der jungen Mädchen des Dorfes, die nirgends lieber als da ihre Rockenstube hielten und unter fleißigem Spinnen fröhlich die Abende verbrachten, die ihnen durch die stets frische Unterhaltung der alten Nandl, welche als die beste „Sagmanl-Erzählerin“ weit und breit galt, besonders angenehm gemacht wurden. Die alte Nandl hatte ein glückliches Alter und besaß alles, was dazu gehörte: Gesundheit, Frohsinn und ein von Nahrungssorgen freies Leben. War auch ihr Besitztum, in einem Häuschen mit dranstoßendem Gärtchen und einem Anteile von Wiese bestehend, sehr bescheiden und stand in dem Stalle auch nur eine einzige Kuh, so reichte dieses wenige doch hin, die Alte zufrieden zu machen, die außerdem noch einige Sparpfennige auf der Seite hatte. Früher, so lange es ihre Füße gestatteten, ging

sie wöchentlich als Bötin nach dem vier Stunden entfernten Cham und hatte durch den Verkauf des beliebten Chamauerbrotes ein kleines, einträgliches Geschäft. Trotz ihrer siebzig Jahre war sie noch rüstig, verrichtete alle häuslichen Geschäfte selbst und sorgte ohne Unterlaß für das geistige und leibliche Wohl ihrer Enkelin, der Freude ihres Alters.

Vermöge ihrer Erzählungen suchte sie auf das Gemüt der Kleinen einzuwirken und sie geistig anzuregen. War die Arbeit vorüber, konnte sie oft stundenlang, in ihrem Lehnstuhle ruhend, dem zu ihren Füßen auf einem Schemel sitzenden und strickenden Mädchen Märchen, Sagen und erbauliche Geschichten erzählen, von denen die Kleine kein Wort verlor und sich dieselben so tief einprägte, daß sie alles wieder nachzuerzählen vermochte. Die Großmutter wollte durch ihre geschickt gewählten Erzählungen ihre Enkelin nicht allein unterhalten, vielmehr war es ihr Zweck, sie an ein richtiges Urteil, an Freude an guten Sitten und Handlungen zu gewöhnen, da sie der Ueberzeugung war, daß die Seele des Menschen nie früh genug daran gewöhnt werden könne, das Rechte zu lieben und das Unrechte zu hassen, wenn die Tugend in seiner Seele erkeimen soll. All ihr Streben war, ein tugendsames Mädchen in dem Kinde heranzuziehen, dessen Zukunft ihr keine Sorge mehr machte, hatte doch in materieller Hinsicht ihr verunglückter Sohn schon hinreichend für sein Kind gesorgt.

Sie wußte zwar nicht, wie groß die Summe war, welche auf Grund des beim Pfarramte hinterlegten Testamentes an Waberls siebzehnten Geburtstag vom Mirtlschen Hause erhoben werden konnte, aber sie war überzeugt, daß sie genügen werde, die Zukunft des Mädchens zu sichern, und damit war sie von einer der schwersten Sorgen befreit, welche das Herz sorgsamer Eltern oft so bitter berühren.

Die großen und kleinen Mädchen des Dorfes hatten für Nandl eine besondere Vorliebe und gingen fleißig zu der Alten in Hoangarten (Besuch im Hause) und noch fleißiger, wie schon erwähnt in die Rockenstube.

So war auch heute das kleine Stübchen mit fleißigen Spinnerinnen zahlreich besetzt. Die Spinnräder schnurrten um die Wette und dazu ward gelacht, geplaudert und einzeln oder im Chor gesungen, während die Hände geschickt den Faden drehten, daß die Spule dicker und dicker ward, bis sie von den Mädchen mit zufriedener Miene aus dem Rade genommen und wieder eine neue eingesteckt werden konnte.

„Nandl, erzähl’s uns a Sagman!“ rief es jetzt von allen Seiten.

„Oes wißt’s jo scho’ alle,“ entgegnete die Alte, „und es fällt ma grad koa’ neu’s ein.“

„So erzähl’s an’ alt’s!“

„I woäß a neu’s!“ rief jetzt Waberl, „dös i mir hon erzähl’n lassen, wie i im Hirst mit der Ahnl nach Deggendorf zur Gnad gangen bin. Es is dös Märkl von der Rusel.“

„Erzähl’s,“ sagte die Alte, „und i thua einstweiln auf an’ anders nachoahrna“ (nachsinnen).

Waberl setzte sich mitten in der Stube auf einen Schemel und begann sodann ihre Erzählung.

„Auf der Rusel<sup>1</sup>, von der ’s G’sangl hoäßt:

Die Aussicht waar prächti,  
Da säh ma’ weitmächti,  
Die Aussicht waar rar,  
Wenn koa Nebel nöt waar,

da is unter anderen Hügeln und Gstoaner a kloa’s Bergl, und in dem stoanigen Bergl wirtschaft seit undenklichen Zeiten a kloa’s Zwergl. Still und alloa lebt’s im Felsen drin, is lusti und trotz sein’ Alter frisch und kräfti. Es hat sie mit sein’ Hammer a wundernetz’s Zimmerl ausg’haut und in dem Felsen führ’n kloane Gangerl die Kreuz und die Quer, und alles is ziert mit Gold und Krystall und wunderschön beleucht’t von ara liachten Karfunkel.

---

<sup>1</sup> Die Rusel ist ein gegen die Donau abfallender, bewaldeter Vorberg des bayerischen Waldgebirges, 2621 Fuß hoch, berühmt durch die entzückende Fernsicht in die Donauebene bis hin zu den Alpen. Es führt hier die Straße von Regen nach Deggendorf vorüber.

Hie und da kommt dös Zwergl ans Tageslicht 'raus, wärmt si an der Sonn' und schaut neugierig ins Thal awi. Da hat's amal drei Lamperln springa sehgn und a Deanerl singa g'hört. Denkt si dös Zwergl, möcht do' wissen, wer so schön singt und hat si' zum Deanerl hing'schlichen, – und wie er 's g'sehgn hat, hat sei' alt's Herzl laut zu schlag'n ang'fanga und er hat si niederg'setzt und lang und lang hin- und herwärts g'sonna. Wie wär's, hat er si denkt, wenn i dös liebe Deanerl drinna hätt' in mein' Bergl; da hätt' i do' an' Ansprach und an' Unterhaltung und 's waar nimmer gar so langweili, wie 's mir gar oft so schmerzli wird. Da hat er si putzt und g'waschen, hat d' Taschen voll Edelstoa g'steckt und is zum Deanerl hinganga. Z'erst hat er ihr a paar Komplimenter g'macht und hat si dabei so possierli ang'stellt, daß 's Deanerl grad 'naus hat lacha müass'n. Wie er aber mit a Hand voll Edelstoa aufg'wart hat, hat si 's Deanerl gar nimmer verkennt vor lauter Freud über die blitzenden Stoa.

„Im Anfang is ihr dös Zwergl freili a weng grauli vorkomma, aber nach und nach is 's ganz vertrauli mit eam worn und hat mit eam g'spielt, als wär's a Kamerad von ihr. Dös haben 's den Sommer und Hirst über trieb'n. Wie aber der Winter kommen is, hat's 's Zwergerl nimmer heraußen aushalt'n kinna, weil's eam z'kalt worn is, und darum hat er zum Deanerl g'sagt, es möcht eini kommen in sein' Bergl, da hätt' er a prächtigs Haus, wo 's trauli und warm is, und Gold und Alabaster und Edelstoa könnt's hab'n grad gnu. Dös Deanerl is richti eini in den prächtigen Bau und hat si nöt satt sehn könna an all die schöne, winzigen Sachen, an dem Gold und Edelg'stoa, dös ihr's Zwergerl alles g'schenkt hat. „Nimm alles,“ hat er g'sagt, „was d' siehst, und spiel' und tandl', so lang d' willst.“ Und 's Deanerl spielt und tandelt, vergißt si ganz und gar – und drüber san zehn Jahr voganga, grad wie r a wunderschöner Traum. Da fällt dem Deanerl amal a Lilienkranz von Alabaster aus der Hand und bricht mit an' hell'n Schlag auf 'n Pflaster z'samm. 's Zwergl und 's Deanerl san drüber erschrocken und aufg'fahren, als wär'n 's plötzli aus 'm Schlaf erweckt worn. 's Zwergerl war no' kloa' und schmächti, dös is in den zehn Jahren a schöne, holde Jungfrau worn mit langen, goldenen Locken und an' wunderliablichen G'sicht und war so groß, daß 's wie r a Riesin dem Zwergerl geg'nüber g'stand'n is. Und dös Zimmerl und die Gangerln waren jetzt für sie z' nieder und z' schmal. Sie wollt' naus aus dem Bergl, aber es is nimmer ganga. Da hallt ihr schmerzlich's Jammern durch's kloa' Haus, es is ihr gwen, als ob's lebendi begrab'n wär. D' Stoa' hätt'n si drüber erbarmen mög'n, wie 's in ihrer Verzweiflung Tag und Nacht um Hilf g'ruafen hat, aber es war nöt z' helfen. 's Zwergerl is wie verstoanert in an' Eck g'stand'n, hat g'woant und d' Handerln g'runga, denn er wußt' si nöt z' raten, bis endli der Tod die arme Jungfrau von ihrer schrecklin Not befreit hat. Da hat ihr 's Zwergerl an' korallen' Sarg mit an' Krystaldeckel g'macht und ringsum verziert mit Gold und kostbare Stoa. Neb'n dem Sarg sitzt er und woant, und seine Zähren rinna drauf in endlosem Jammer, denn an' solchen Zwergerl kann sei' Herz niernals brech'n. So lang d' Welt steht, muaß er woana und trauern, und seine viel'n Zähren rinna als zwoa Brünnerl außa aus dem Bergl, wo sei' Haus is. Die Brünnerln, die eiskalt und krystallern 'rausquellen, san ringsum eing'faßt mit Veigerln und Vergißmeinnicht. Sie murmeln so wehmüati im Schatten über glänzende Kieseln dahin, und jedem, der d'raus trinkt, wird's weh und woanerli z' Mut, weil's aus dem Bergl kommen, wo dös arme Zwergerl ewi woant um sei' Riesendeanerl. – Dös is dös Märkl von die zwoa Brünnerln auf der Rusel,“ schloß Waberl. „I hon die Brünnerln g'sehn und hon d'raus trinken und hon bitterli woana müass'n über dös Schicksal von dem arma Deanerl und über den ewigen Jammer von dem unglückli'n Zwergerl.“

Lautlose Stille herrschte in der Stube, da schon während Waberls herziger Erzählung die Spinnräder zum Stehen gebracht wurden, um alles besser zu vernehmen, und in Gedanken beschäftigten sich jetzt alle mit dem Zwergerl und der Riesin, mit den Edelsteinen, dem Gold und dem Alabaster.

Die alte Nandl hatte sich eben ein neues Märchen ausgesonnen, das sie zum Besten geben wollte, als an die Stubenthür geklopft wurde.

„Herein, wenn koa' Ganserer draußen is!“ rief das kleine Annamirl vorlaut, weil sie glaubte, es wäre eine Kamerädin, die sich einen Spaß erlaubte. Da öffnete sich die Thüre und eine tiefe Männerstimme sagte: „A Ganserer is nöt draußen, aber a Gansl ist herin. Wer war's denn, der die schöne Red' g'macht hat?“

„I war's,“ sagte beschämt das Mädchen, „aber i hon nöt g'wußt, daß der Herr Jägerveitl an der Thür klopf, sonst hätt' i mr den G`spoaß nöt erlaubt.“

„Was? Der Veitl?“ rief jetzt die Nandl. „Dös is a rarer B'suach; da muaß i ja glei 'n Ofen einschlag'n.“<sup>2</sup>

Laßt's 'n ganz, Nandl,“ entgegnete der Eingetretene; „grad den Ofen brauch i, denn meine Finger san mir ganz danarrt (erfroren) in der kalt'n Nacht da außen.“

„So wärmt's Enk aus, Veitl. Es freut mi, daß 's wieder amal bei mir zuasprecht's – aber –“

„Aber,“ vollendete Veitl, „um die Zeit, wollt's sag'n, geht ma nimmer in Hoangart'n. Gott's Lohn! I bin aa nöt aus freien Stucken da. I hon a Post z' machen und muaß da draußen auf ebban warten. – A wichtige Post! – Seit ara halben Stund steh i scho' auf'n Weg und i kimm nur eina, daß i mir mei' Pfeiferl stopfen und anbrennen kann.“

Dem alten Jäger wurde gleich der beste Platz am Ofen eingeräumt, und während er sich seinen „Ulmer“ zurecht richtete, kam Waberl, die eine große Vorliebe für ihn hatte, heran und zeigte ihm ihre schöne Wiege mit dem netten Kinde und den zierlichen Blumen. Sie konnte diese Dinge nicht oft genug vorzeigen und freute sich immer wieder aufs neue, wenn auch andere diese Pracht und Herrlichkeit anstauten und lobten. Das that denn auch der neue Besuch gebührendermaßen.

„Wo hast denn nur dös wunderschöne Kind her?“ fragte er. „So was Schön's hat ma ja bei uns no' gar nöt g'sehn!“

„Der Mirtl-Sepp hat mir's von München mitbracht, und was moants, daß 's kost't hat? G'schenkt hat er mir's, und dös nöt alloa, aa r a wunderschön's seidens Tüachl, dös i aber erst morg'n von eam hertrag'n krieg, weil i's heut von Furth nöt mitnehma konnt, hat er mir mitbracht und als Christkindl im voraus b'schert.“

„No', Deanl,“ sagte Veitl, „bei dir stell'n si d' Weihnachten guat ein. Da hon i vielleicht aa z'hoffen, daß i von dir ebbas zum Christkindl krieg. Was schenkst mir denn?“

„Was i Enk schenk?“ sagte lachend das Mädchen. „Was recht Schön's. I schenk Enk a goldens Nixerl in an' silbern Büchserl, und wenn's damit nöt z'frieden seid's, kriegt's a silbers Nixerl, a goldens Wartaweil und a Schachtel, wo's es einithuats.“

„Der Tausend,“ entgegnete lachend der Jäger, „da geht's mir ja guat nacha, wenn du di so anstrengst!“

Inzwischen hatte er sein Pfeifchen hergerichtet, und nachdem er sich überzeugt, daß es ordentlich brannte, schickte er sich wieder zum Gehen an.

„I muaß jetzt wieder 'naus,“ sagte er, „sonst verpaß i d' Aufseher und kann mei' Post nöt ausrichten.“

„Den Aufsehern habt's was ausz'richten?“ fragte die Nandl.

„Ja.“

„Was denn?“ fragte Waberl neugierig.

„Ja, Deanl, dös is a G'heimnis. Der Oberkontrolleur is vor a Stund zu mir kommen und hat mi ersucht, i möcht den Aufsehern, die um die jetze Zeit bei Enk da vorbeikommen müass'n, a Briefe'l übergeb'n. Dazu soll i eahna sag'n, daß 's koan Augenblick verlier'n. Der Oberkontrolleur is nacha schnell weiter g'ritten, um d' Gendarmerie zu requirieren. Was 's giebt, dös laßt si leicht denk'n. Wahrscheinli is a große Schwärzerei verrat'n worn, die heut nacht stattfinden soll.“

„A Schwärzerei?“ rief Waberl erschrocken. Sie dachte sogleich an den ihr bekannten Schleichhandel. „Verrat'n is's worn?“

<sup>2</sup> Eine im Walde übliche Redensart, wenn ein seltener Besuch kommt.

„Ja,“ erwiderte Veitl, „s wird wohl so sein, ob sie 's aber krieg'n, is an' andere Frag. Es muaß a große Sach sein, weil 's d' Gendarm dazu brauch'n; aber die werd'n heut schwerli z' hab'n sein, denn die fahnden scho' seit zwoa Tag aufs böhmische Hexendeanl.“

„s böhmische Hexendeanl?“ riefen alle. „Wer is denn dös?“

„Ja, wißt's es Oes no' nöt?“ fragte der Alte überrascht und erfreut zugleich, eine Neuigkeit erzählen zu können.

„Veitl, erzähl's uns!“ riefen alle durcheinander.

„Will's enk erzähl'n,“ sagte dieser, „aber a Deanl muaß fürs Fenster 'naus schau'n und mir glei' sag'n, wenn's ebban vorbeigeh'n siehgt.“

Das geschah auch und alles drängte sich nun zum Ofen heran, wo Veitl Platz genommen und sein Pfeifchen behaglich rauchte. Nur Waberl teilte diese Neugierde nicht. Sie zitterte bei der Vermutung, daß Sepp ein Unglück widerfahren könnte, und allerlei Gedanken durchkreuzten ihren kleinen Kopf. Die alte Nandl reichte dem Veitl einen Krug mit Frischbier hin und nachdem ein Teil desselben seine Bestimmung erhalten, gab der Alte seine Neuigkeit zum besten.

„D' Schaumichlbäuerin von Warzenried is jüngst in d' Woch'n kemmen und weil 's a Kindsmadl braucht hab'n, hab'ns a böhmisch Deanl g'nomma, dös grad im Dorf 'rumbettelt und g'jammert hat, daß 's nöt woaß, was 's anfang'a soll, daß 's koane Eltern mehr hätt' und nirgends an' Deanst krieget, weil's no' z' kloa' und z' jung wär'. Der Schaumichl hat si über dös Deanl mit den kohlschwarz'n Aug'n und sein' mehr schwarzen als weißen G'sicht erbarmt und hat's als Kindsmadl bei sein' Weib aufg'nummen. Dös Ding war guat. Dös Deanl hat si recht gwanti (geschickt) ang'stellt und d' Bäuerin war z'frieden in allen Stucken. Etliche Tag drauf is dös Deanl ums Mittagläuten alloa bei der Bäuerin gwen; da hat's auf amal in der Stuben zu rumor'n ang'fanga und zu sausen, als wenn der Sturmwind durch d' Fenster 'rein brauset, trotzdem, daß 's verschloss'n war'n, und alles, was am Boden g'standen is, hat's umg'worfen und sogar der Korb is vom Tisch runter g'fall'n, wo 's Weisatrag'n<sup>3</sup> von der G'vatterin drin war. D' Oar und d' Semmeln san rauskugelt und in der Stub'n hin und her g'sprunga und koa' Mensch war da, der dös bewirkt hätt'. Die Bäurin is zum Sterb'n erschrock'n, hat's Kindsdeanl glei' nach 'n Bauern g'schickt und eam alles erzählt. Der Schaumichl lacht und moant, 's wird halt irgend a Spaßvogel den dumma Stroach g'macht hab'n und tröst' und beruhigt so sei' Bäurin. Am andern Tag, just wieder ums Mittagläuten, war d' Bäurin und 's Deandl wieder alloa in der Stub'n. Da san plötzli alle Bilder und Spiagl von der Wand g'fall'n und 'n Laib Brot hat's vom Tisch g'schnellt und d' Schüsseln san aus der Schüsselrahm g'flog'n und in tausend Scherben z'broch'n, und neamand war halt z' sehgn, der 's tho hätt'. Dem Bauern, der auf der Bäurin ihr G'schroa mitten unter dem Spektakel in d' Stub'n kemma is, is aa glei' anders worn, denn er hat sie nöt erklär'n können, was dös is und woher dös kimmt. Er hat's seine Nachbarn erzählt und da hat eam Oaner den Rat geb'n, er soll nach Deuking geh'n, dort lebt a frommer Mann, der sie in solchen Geisterg'schichten guat auskennt, und den soll er um Rat frag'n, was bei er Sach z' thuan. Dös hat der Michl tho'. Der fromme Mann in Deuking hat eam auftrag'n, er soll andern Tags, no' eh 's Mittagläuten angeht, scho' in der Kindsstub'n sein und wohl Obacht geb'n auf dös Kindsdeanl, ob's mit 'n Anfang vom Lät'n nöt a verdächtig's Zeichen von sich giebt, a Zucken oder sonst was, und wenn dös der Fall und der Spuk drauf los geht, so wär dös a Zeichen, daß dös böhmische Deanl, dem sei' dunkle G'sichtsarb' eh scho' verdächti, vom Teufel b'sessen is und daß von ihr der Unfug herrührt. Er hat dazua g'setzt, der Michl soll dann trachten, die Hex aus 'm Haus z' bringa, sonst verhext 's eam no' sei' Kind, sei' Wei, sei' Vieh und eam selber.

„Am nächsten Tag hat der Michl seine Nachbarn z'sammg'nomma und zum Mittagläuten san viel Leut draußen g'standen im Hof, Kopf an Kopf. Der Bauer aber is mit mehreren

<sup>3</sup> Weisatragen nennt man die Geschenke, welche die Pate des Kindes der Wöchnerin bringt. Es besteht in einer lebendigen Henne, einem Schilling Eier, einem Korb Semmeln und einer Portion Kandiszucker.

Befreundeten in d' Stub'n einiganga, wo d' Frau mit dem Kind und dem Deandl war. Kaum hat ma den ersten Schlag vom Mittagläuten vernomma, hat's plötzli dem Kindsdeanl an' Riß geb'n und plumps dich! is's Nähkiß vom Fensterg'sims g'fall'n und mächtig große Stoa' san für d' Fenster in die Stub'n eini und wieder außig'flog'n in'n Hof, wo d' Leut g'stand'n. Aber koa' Mensch is verletzt worn; die Stoa' san alle neb'n die Leut zu Boden g'fall'n. Da hat der Schaumichl 'n Herrgott von der Wand g'nomma und dös böhmische Deandl damit beschwor'n. Die aber hat grad 'naus g'schrien und si aus 'm Haus g'flücht, daß 's koa' Mensch mehr g'sehgn hat und neamad woäß, wohin 's verkemma is.“

„Soviel i mir hon erzähl'n lass'n, soll dem Deandl sei' Großmutter als Hex verbrennt worn sei'. Von der hat's no' a Beschwörungsbüachl g'habt, in dem hat's g'lesen und hat auf amal nimmer z'rucklesen können; seitdem is der böse Feind in sie g'fahr'n und wenn's in dem Buach nimmer z'ruck find't, so is 's verlor'n für Zeit und Ewigkeit.“

Lautlose Stille herrschte bei dieser Erzählung im Gemache und alles war aufs höchste gespannt, noch mehr von der Besessenen zu hören. Bereits war die junge Welt in ein gelindes Gruseln versetzt, worin sie sich gewissermaßen gefiel.

„Was is denn dös für a Büachl?“ fragten mehrere.

Veitl war mit Vergnügen zu weiteren Mitteilungen bereit, und in einem Tone, welcher bewies, wie fest er alles selbst glaubte, was er erzählte, fuhr er fort: „Dös Beschwörungsbüachl is so b'schaffen, daß ma alleweil oa Zeiln vorwärts und die ander ruckwärts les'n kann. Im Vorwärtslesen kann ma den bösen Feind beschwör'n, der kann eam aber nix anhab'n, wenn ma 's versteht, wieder g'hörig ruckwärts z'lesen. So kann man die Stub'n voll Teuferln eini und wieder außi lesen; sie kemma meistens als kloana Jagerl und ma kann sein' Spaß damit hab'n. Wer aber dös Ruckwärtslesen vergißt oder wer's aus Straf' Gottes nimmer kann, über den kriegt der Böse Gewalt und er wird vom Teufel b'sessen, wie 's dem böhmischen Deandl passiert is.“

„Wo is denn jetzt dös Deandl?“ fragten einige.

„Dös woäß der Himmel!“ entgegnete der Alte. „Ma hat's mit koan Aug' mehr g'sehgn. Ma' glaubt, es hat si was antho', oder es thuat si no' was an. Vom böhmischen G'richt is der Auftrag kemma, dös Deanl aufz'suachen und um jeden Preis über die Grenz z'schaffen. Deshalbn fahnden d' Gendarm schon seit gestern drauf, ob si 's aber erwischen, is an' andere Frag, denn wenn's wirkli b'sessen is, so kann sie si alle Augenblick unsichtbar machen und die ganz Fahnderei is zu nix nutz.“

Die alte Nandl, welche dem Jäger oft mit Lächeln und unter Kopfschütteln zugehört, fragte jetzt: „Und hat si die Werferei in der Kindsstub'n nimmer wiederholt, seit 's Deandl verschwunden is?“

„Alles is wieder in Ordnung seit der Zeit.“

„Und trotzdem glaub i, Veitl, daß nöt dös arme Deandl, sondern irgend a g'wissenloser Mensch an dem ganzen Handel schuld is und daß ma aus reiner Dummheit dös unschuldige Kind mitten im Winter davong'jagt und ins Unglück bracht hat.“

„Kann's nöt sag'n,“ entgegnete der Alte. „I war nöt dabei und hon nur erzählt, was is dalust (erlascht) hon.“

„Veitl, d' Aufseher kemma!“ rief jetzt das am Fenster postierte Mädchen.

„Kemmen's? dös is recht!“ erwiderte der Angerufene, und indem er sich von der Bank erhob, aus dem Krüge trank und schnell sein Pfeifchen nochmals stopfte, sagte er: „Schönen Dank, Nandl, für Enka Frischbier und die warme Stub'n und guata Nacht alle mitanander!“

„Guat Nacht, Veitl!“ riefen alle, und die Alte setzte noch bei: „Kemmts bald wieder in Hoangarten, damit ma über die böhmisch Hex no' mehr red'n können.“

„Solt recht bald der Fall sein!“ entgegnete der alte Geisterseher und verließ das Häuschen. Auch die Mädchen fanden, daß es Zeit sei, die Rockenstube zu beschließen. Es ward daher allgemein aufgebrochen und eine Zusammenkunft auf einen der nächsten Abende festgesetzt.

Das kleine Annamirl sagte noch zum Waberl, daß sie morgen in aller Frühe kommen werde, um mit ihr zum Christkindlansingen übers Land zu können.

„Ja, ja, es is scho' recht. Kimm morg'n früah und schlaf heunt g'sund!“ erwiderte Waberl. Ihre Gedanken waren aber jetzt nicht beim Christkindlansingen, sondern bei den Aufsehern, welchen Veitl vor dem Häuschen soeben das Papier überreichte.

„Im Finstern hab i's Lesen nöt g'lernt!“ sagte der eine und der andere meinte: „Bei der Nandl drin is Liacht und die wird uns schon erlaub'n, daß wir auf an' Augenblick neu'gehn.“

Waberl eilte, sobald sie dieses hörte, in die Stube und versteckte sich hinter dem Ofen. Sie kauerte sich fest zusammen, um ungesehen zu erlauschen, was in dem Papier stünde, das Veitl überbrachte.

Die alte Nandl hieß die Aufseher freundlichst in die Stube gehen und entfernte sich wieder, um nicht zu stören und sich nach Waberl umzusehen.

„Der Oberkontrolleur,“ sagte der eine, nachdem er das Blatt gelesen, „befiehlt uns, daß wir ohne Verzug auf den Klöpflesberg hinüber sollen. Beim Hacklherrgott sollen wir uns postieren. Zwischen zehn und elf Uhr wird ein Schlitten mit unverzollten schweren Waren von Daberg herkommen, welcher samt dem Fuhrmann aufgehoben werden soll.“

„Schwere Waren? Donnerwetter!“ sagte der andere, ein dicker Mann mit einem martialischen roten Schnurrbart. „Ist Gefahr dabei?“

„Davon steht nichts im Brief. Jedenfalls gibt's einen guten Fang.“

„Den können wir brauchen!“

„Aber wir dürfen nicht säumen. Wir brauchen eine Stunde zur Kapelle. Jetzt ist's neun Uhr.“

„Also gehen wir. Einen Schlitten mit kostbaren Waren – Donnerwetter!“ rief der Dicke, einen tüchtigen Schluck aus seiner Schnapsflasche nehmend.

„Dann wollen wir uns morgen gütlich thun,“ sagte der erste. „Ich wollt', es trüge tausend Gulden!“

„Donnerwetter!“ rief der andere, sich den Schnurrbart streichend, und in der schönen Hoffnung auf einen glücklichen Fang verließen beide eiligst das Haus, den Weg nach dem Klöpflesberg einschlagend.

Waberl zitterte am ganzen Leibe. Es war kein Zweifel, es war der Schleichhandel des Sepp, welcher verraten war. Sie hörte die Großmutter auf der Straße nach ihr rufen und eiligst lief sie jetzt hinaus und ging dann, über Schlaf und Müdigkeit klagend, mit der Alten wieder in die Stube zurück. Das Mädchen verlangte zu Bette. Die Alte betete noch mit ihr das Abendgebet, besprengte sie mit Weihwasser und begleitete sie dann in die anstoßende Kammer, wo Waberls Bett stand. Die Alte schlief in der Wohnstube, wohin sie auch zurückkehrte, sobald Waberl zu Bette lag und zu schlafen schien. Aber sie schlief nicht, sie wachte und während ihre Augen geschlossen waren, sann das mutige Mädchen auf Rettung für Sepp. Sie fühlte, daß sie allein imstande war, die drohende Gefahr von ihm abzuwenden, und sie wollte – sie mußte es.

#### IV.

Ihr Entschluß war gefaßt. Sobald sie überzeugt war, daß die Großmutter schlief, stand sie auf, kleidete sich an und stieg geräuschlos durch das Fenster aus dem Hause. Das Herz klopfte ihr bei diesem Beginnen und unheimlich war es ihr zu Mute, zu so ungewohnter Zeit durch das Dorf zu eilen. Doch der Zweck, welchen sie vor Augen hatte, gab ihr Mut und Kraft. Sie dachte an nichts weiter, als der Schutzengel des Sepp sein zu wollen, der ohne ihre Warnung sicher den Grenzjägern in die Hände fallen mußte. Sie hielt sich für berufen, ihn zu retten vor der Strafe und einem großen Verluste und konnte ihm auf diese Weise tausendfach die Freude lohnen, die er ihr heute mit seinen Geschenken bereitet.



Die Sterne funkelten am Himmel und es war dem Mädchen, als riefen ihr alle zu: „Eile dich, wir leuchten dir, wir beschützen dich!“ Und flüchtigen Schrittes eilte sie auf dem Wege nach Daberg dahin.

Tiefe Stille herrschte rings umher. Nichts hörte sie als das Klopfen ihres eigenen Herzens und das klopfte sehr hörbar. Der Weg führte an einer Mühle vorbei, an der sie mit unbeschreiblicher Angst vorüberschlich; denn hörte sie der große Haushund, so war es um sie geschehen. Sie betete – und betete sich glücklich vorbei. Niemand hatte sie bemerkt. Leichter atmend erreichte sie jetzt den Saum des Waldes.

„Da kann mi neamad mehr sehn,“ dachte sie, „und der Wald geht ’nunter bis ins Danglesthal, wo der Weg is, auf dem der Sepp mit’n Schlitten von Daberg herkommen muaß.“

Freilich war es in dem Walde fast stockfinster und rechts und links standen die Tannen so dicht und hoch, als wären es himmelhohe Mauern, und von den Sternen am Himmel sah sie nur ganz wenige mehr und noch stiller und unheimlicher war es da, als auf dem Wege in der offenen Landschaft.

„Warum soll i mi denn fürchten?“ fragte Waberl, sich selbst ermutigend. „Es is ja derselbe Wald, den i am Tag schon hundertmal durchganga hon. Die Baam thuan ma nix z’ Load, G’spenster, hat mei’ Ahnl g’sagt, giebt’s nôt und d’ Räuber veracht’n an’ arm’s Deanl, wie r i oans bin.“

Ihr fielen so viele Geschichten ein, die sie das nächste Mal in der Rockenstube zum Besten geben wollte. Die unterdrückte Furcht erregte ihre Phantasie in krankhafter Weise. Auch neue Rätsel ersann sie und staunte selbst über ihr Erfindungstalent. So kam sie an eine Stelle, wo ihr Weg von einem andern durchkreuzt wurde, der vom nahen Marktflecken her nach Vollmau über die Grenze führte. Als Waberl in diesen Weg hineinblickte, war es ihr, sie sähe feurige Strahlen, wie wenn an einem Steine Feuer geschlagen würde. Sie blieb stehen und schaute angestregten Blickes in das Dunkel. Da ward ihre Aufmerksamkeit durch Tritte in Anspruch genommen, welche sie ganz in ihrer Nähe hörte. Waberl verbarg sich in dem Unterholz und lauschte mit angehaltenem Atem. Da hörte sie die Stimmen von zwei Männern, die ganz nahe an ihr vorübergingen und den Weg nach Vollmau einschlugen. Waberl konnte trotz der Finsternis erkennen, daß es böhmische Schwärzer waren; sie konnte die breitkrepfigen Hüte unterscheiden und gewahren, daß jeder Mann einen Sack auf dem Rücken trug. Eben hatte sie sich erhoben, um ihren Weg fortzusetzen, als sie bemerkte, wie ein dritter Böhme an ihr vorüberging, darauf folgte ein vierter, ein fünfter und so fort immer in kurzen Abständen ein neuer, bis wenigstens dreißig Männer so im Gänsemarsch an ihr vorüber kamen.

Es ist dies Gewohnheit bei den Schmugglern, wenn sie wohlbeladen nach Hause zurückkehren, nachdem sie sich vorher einzeln oder doch nur in kleinen Abteilungen und oft auf weiten Umwegen über die Grenze geschlichen haben. Einer geht hinter dem andern, sorgfältig auf jedes verdächtige Geräusch lauschend. Die offene Straße vermeidend, suchen sie die dichtesten Wälder, die unwegsamsten Bergschluchten auf immer wechselnden, nur den Eingeborenen kenntlichen Pascherwegen auf und scheuen im Winter selbst den klawertiefen Schnee nicht, gegen den sie ihre Füße mit Schneereifen bewaffnen. Werden sie von der Grenzwahe erspäht, so werfen sie schnell ihre Päckchen ab und suchen sich durch die Flucht zu retten.

Die Strafe, welche die Ertappten trifft, ist streng. Aber erschrecken läßt sich der eingefleischte Schwärzer durch sie nicht, und er versucht sein Glück immer wieder aufs neue. Der Gewinn ist zu verlockend. Die böhmischen Schwärzer holen aus Bayern zumeist Salz, Tabak und besonders gern Zigarren, und mit diesen Artikeln macht oft ein einfacher Landkrämer an der Grenze die Geschäfte eines Großhändlers. Das Schmuggeln oder Schwärzen gehört, wie die Wilddieberei, mehr zu den noblen Passionen, die, mit bewaffneter

Hand ausgeübt, durch die damit verbundene Gefahr über anderen gesetzlosen, aber ehrlos machenden Erwerb erhaben sind.

Früher war diese verpönte Art des Handels sehr stark im Gange, den außerdem das Land mit seinen dichten Waldungen und dem vielfach zerrissenen Terrain sehr begünstigt. Banden von zwanzig bis dreißig Schwärzern, einige mit Tragreifen versehen, andere für den Fall eines Angriffes mit Stutzbüchsen bewaffnet, zogen über die Grenze und holten von jenseits die verbotene Ware. Oft kam es zum Handgemenge mit den Zollwächtern; es floß Blut und fiel wohl auch ein Menschenleben zum Opfer. Manchmal hatten die Banden die Frechheit, am hellen Tage an den Wohnungen der Mautbeamten vorüberzuziehen, die, da sie gewöhnlich die Schwächeren an Zahl waren, sich diesen Hohn gefallen lassen mußten. Die Männer hatten dabei, um sich unkenntlich zu machen, ihre Gesichter geschwärzt, woher der Name „Schwärzer“. Auf solche Weise können, wenn kein Verrat im Spiele und nicht eine hinreichende Anzahl Grenzjäger vorhanden ist, selbst unter deren Augen die großartigsten Schmugglereien stattfinden. Doch wird oft verraten und zwar von Schmugglern selbst, welche andere in Strafe und Schande bringen, um desto sicherer ihren eigenen Zweck erreichen zu können, denn während die Aufmerksamkeit des Aufsichtspersonals auf einen Punkt konzentriert ist, werden die andern Wege frei und sicher. So war es wohl auch bei dem Schleichhandel, den Sepp heute ausführen wollte, der Fall.

Waberl däuchte der Gänsemarsch der Böhmen eine Ewigkeit zu dauern. Endlich kam niemand mehr und sie konnte ihren Weg fortsetzen. So gelangte sie in das Danglesthal und zum Fahrwege, auf welchem Sepp herankommen mußte. „Ach, wenn er schon vorüber wär!“ dachte sie jetzt plötzlich und eisig kalt überlief es sie bei diesem Gedanken. Alles wäre ja dann umsonst gewesen, was sie bis jetzt ausgestanden! Waberl blickte zum Himmel empor und fragte die hellglänzenden Sterne: „Nöt wahr, er is no' nöt vorüber, ihr laßt's 'n nöt vorüber sein?“

Die Sterne antworteten ihr nicht, aber sie hatte nicht umsonst hinaufgeblickt, denn schon nahte sich ein schwerbeladener Schlitten, der mühsam von einem Pferde gezogen wurde. Der Fuhrmann war der Mirtl-Sepp. Waberl erkannte ihn sogleich, aber dennoch rief sie ihm entgegen: „Sepp, bist du's?“

Der Schlitten hielt. Im gleichen Augenblick riefen zwei Männer: „Wer is da?“ und Waberl hörte den Hahn einer Flinte spannen.

„I bin's Sepp!“ rief das Mädchen rasch, „i, 's Kleinmichl-Waberl.“ Sie hatte sich dem Fuhrwerk genähert, wo Sepp und ein Böhme in einem breitkrämpigen Hute, letzterer mit schußbereitem Gewehre, standen.

„Waberl!“ rief jetzt Sepp überrascht. „Wie kommst du daher? Was thuast du da?“

„Deinethalb'n kimm i, Sepp. Du bist verrat'n, d' Aufseher san dir auf der Spur!“

„Was sagst da?“ rief erschrocken der Mann.

„Beim Hacklherrgott passen 's dir auf. I hon's von den Aufsehern selber g'hört. Wenn du auf dem Weg weiterfahrst, bist verlorn!“

„Umkehr'n!“ rief jetzt der den Schlitten begleitende Böhme.

„Was, umkehr'n!“ sagte Sepp ärgerlich. „Soll'n do' alle Himmelswetter den verdammten Schleichhandel hol'n! Aber jetzt bleibt's dabei – nie wieder geb' i mi dazua her und mag mei' Muatta thuan, was 's will. Unrecht Guat gedeiht nöt! Wär' jetzt dös Deandl nöt kemma, so hätt'n mi richti d' Aufseher aufg'hob'n.“

„Umkehr'n!“ sagte der Böhme wieder in trockenem Tone. „Umkehr'n und ein anderes Mal wieder probiern!“

„Kann ma' den Hacklherrgott nöt umfahr'n?“ fragte Sepp.

„'s giebt zum Fahr'n kein' andern Weg,“ antwortete der Böhme.

„Sepp, i woäß an' Weg!“ rief jetzt Waberl erfreut, „an' Weg, auf den koa' Mensch denkt und wo du dein' Schlitten guat weiter bringst. Wir müäß'n aber wieder umkehr'n und es dauert koane zehn Minuten, geht a Weg ab nach'n Dieberg und da woäß i an' neuen, ganz

schön herg'richten Holzfuhrweg über'n Berg, den fahrn wir und du kimmst sicher ins Pastritzthal. Der Hacklherrgott bleibt netta a halbe Stund links lieg'n und d' Aufseher können dort wart'n, so lang sie's g'freut.“

„Waberl,“ sagte Sepp gerührt, „du bist heunt mein Engel. Woäßt 'n Weg guat?“

„Ganz guat, Sepp. Wie du mi heunt in 'n Daberg g'schickt hast, hon i 'n entdeckt und i vergiß nie an' Weg, den i ganga bin und wenn's aa stockfinst're Nacht is.“

So machte das Mädchen den Führer des Fuhrwerks. Sie fand genau den Waldweg und den neuen Ziehweg und war überselig, dem Schlitten voraneilen zu können. Sie fühlte ihr wichtiges Amt und war sich dessen bewußt, was sie für Sepp that. Ihr Gewissen rief ihr hie und da zu: „Waberl, du bist a kloane Schmugglerin!“ aber sie hatte keinen andern Zweck vor Augen, als Sepp nicht ins Unglück stürzen zu lassen und dieser hatte ja vorhin geäußert, daß dieses seine letzte Schmuggelei sei, die er überdies nur auf Befehl seiner gewinnsüchtigen Mutter ausübe. Es konnte also ganz gewiß keine Sünde sein, was sie that. Zudem, philosophierte sie weiter, ist ja das Schmuggeln keine Schlechtigkeit, sonst hätte es gewiß ihr braver Vater nicht gethan. Aber ihr Vater hatte halt doch ein unglückliches Ende genommen und wer weiß, ob das nicht eine Strafe Gottes war! Kurz und gut, es war einmal verboten, und wenn sie auch nicht begreifen konnte, warum man so etwas überhaupt verbieten könne: ihr Herz sagte ihr doch, daß nicht alles in Ordnung sei, und Sepp bestätigte dies durch sein Schweigen, sein ängstliches Hin- und Herschauen, als befürchte er bei jedem Schritte, die Grenzjäger könnten herbeistürzen, seinen Schlitten mit Beschlag belegen und ihn gefangen nehmen. Er vergaß die Gefahr nur, wenn seine Augen auf dem ihm voraneilenden Mädchen verweilten. Dieses Mädchen flößte ihm Achtung und Bewunderung ein und er konnte sich einer Art Rührung nicht erwehren. Er war keine von jenen Naturen, welche leicht zu rühren waren, er war ein derber, aber dabei biederer und ehrlich denkender Charakter. Der Schleichhandel, den seine Mutter mit Leidenschaft und vielem Glücke betrieb, war ihm in der Seele zuwider; aber die Vorstellungen derselben über den auf diese Weise zu erzielenden Gewinn mit dem Bemerken, daß ihnen in wenigen Jahren Haus und Hof verkauft würden, wenn sie die Schuld des Vaters nicht abtragen könnten, diese Vorstellungen hatten es bis jetzt allein vermocht, daß sich der junge Mann einige Male zu diesem verpönten Geschäfte gebrauchen ließ. So auch heute, aber, wie er fest entschlossen war, gewiß und unter allen Umständen zum letzten Male.

Der Schlitten wurde vom Pferde nur mühsam den Bergabhang hinaufgezogen und die beiden Männer mußten kräftigst Nachhilfe leisten. Bergabwärts hielt die Sperrkette das Fuhrwerk im Zaum, und Mensch und Tier waren froh, als es im Walde wieder eben herging.

„Sepp, hast a Messer bei der Hand?“ fragte jetzt Waberl, nachdem der Schlitten wieder leichter vorwärts ging.

„Zu was denn?“ fragte Sepp.

„Daß d' schnell d' Sträng abschneid'n könnt'st, wenn d' Aufseher kemma sollt'n. Du schwingst di nacha aufs Roß und sprengst weiter. D' War is freili verlorn, aber was thuat's, wenn's nur die nöt krieg'n.“

„Und was machst du, Waberl, wenn dös Unglück eintrifft?“

„I? O, mi krieg'ns nöt. I laaf ins Dicket und bis's Donnerwetter schaut, was i für a Richtung eing'schlag'n hon, bin i scho' lang staubaus!“

„We is denn 's Donnerwetter?“

„A Grenzjäger, der jetzt drent'n beim Hacklherrgott auf di paßt. Er hat a große rote Nas'n, a feuerrot's G'sicht und an' furchtbar'n Schnurrbart. Dazua macht er Augen, als ob er oan fress'n wollt und daß 'n d' Leut' recht fürcht'n soll'n, sagt er alleweil: „Donnerwetter!“ Er hat a Schnapsflasch'n bei eam und nach jedem Trunk streicht er si sein' Schnurrbart und sagt: „Donnerwetter!“ Wenn er durchs Dorf geht, schrei'n wir Deandln eam oft nach: „Donnerwetter!“ Nacha bleibt er steh'n, brummt a Zeit lang in sein' Bart 'nein und sagt

nacha: „Donnerwetter!“ I hon a Rätsel auf eam g'macht, dös er mir selber a Mal auflösen muaß.“

So plauderte die Kleine fort und machte dem jungen Mann auf Augenblicke die drohende Gefahr vergessen. Jetzt hatten sie das Ende des Waldes erreicht.

„Sepp, jetzt is's gwonna!“ rief Waberl. „Da unten is der Pastritzbach, über den tragt di's Eis und drent kommst glei auf an' Fahrweg, auf dem du in ara Viertelstund d' Straß'n nach Furth erreichen kannst.“

„I kenn mi jetzt schon aus,“ erwiderte leichten Herzens der Fuhrmann. „Setz' die jetzt auf'n Schlitten, Waberl, du muaßt ja todmüd sein von dem weiten Weg, du arm's G'schöpf.“

„I muaß mi jetzt von dir trenna,“ sagte das Mädchen. „Mei' Weg auf Kleinaigen geht dort links 'nauf.“

„Du wirst do heut nimmer hoam geh'n woll'n!“ rief Sepp überrascht. „Du muaßt mit nach Furth, i laß di in der Nacht nöt so alloa 'rumlaufen. Morg'n, wenn's Tag wird, kannst wieder hoam gehn.“

„Bewahr Gott!“ rief die Kleine, „dös g'schieht nöt. Mei' Ahnl sterbet vor Angst, wenn 's mi irr gaang. I find 'n Weg ganz guat und fürcht'n thua i mi nöt, jetzt schon gar nimmer, weil i di hab rett'n könna. Halt di nimmer länger auf, Sepp, denn die Minuten sein kostbar. I geh ganz g'wiß nöt mit dir.“

Der junge Mann nahm das Mädchen bei der Hand und sagte: „Waberl, i werd' dir's im Leb'n nöt vergess'n, was du an mir heut' 'than hast. Der Himmel hat di glückli zu mir herg'führt, er wird di aa glückli hoamführ'n. Wie i dir dank'n kann, dös muaßt du mir an' anders Mal sag'n.“

„Sepp,“ entgegnete das Mädchen, „versprich mir was.“

„Alles,“ rief dieser rasch.

„Gelt, du schmuggelst nimmer?“ sagte die Kleine in bittendem Tone. „Nöt alleweil könnt's so gut ausfall'n.“

„I versprech dir's und g'wiß is's wahr!“ entgegnete der Mann, ihr die Wange streichelnd. „Kommt guat hoam, Waberl; morg'n b'such i di und bring dir dei' seiden's Tuach mit.“

„Guate Nacht, Sepp!“ rief das Mädchen, und laufend entfernte sie sich von dem Fuhrwerke. Schnell hatte sie sich orientiert und den nächsten Weg ausgedacht. Wohl mußte sie öfter bis an die Kniee im Schnee waten und wurde müde, bis sie den schmalen, stellenweise verschneiten Fußpfad erreichte. Oft blieb sie stehen und lauschte – aber alles blieb still, sie hörte nichts als ihre eigenen Tritte, die auf dem festen Schnee laut erdröhnten und von dem Echo des Waldes, an dessen Saum sie dahinschritt, laut wiederhallten.

Waren's denn auch ihre eigenen Schritte? Oder lief im Walde da innen noch jemand neben ihr her? Fast schien es so; doch wenn sie stehen blieb, überzeugte sie sich immer, daß es nur Einbildung sei. Sie fühlte sich nach und nach recht ermattet und die Kälte that ihr empfindlich weh. Müdigkeit und Kälte hatte sie nicht beachtet, so lange sie für einen andern dachte und handelte, jetzt auch einmal fühlte sie deren Wirkung. Und noch etwas kam dazu, was sich das Mädchen gerne selbst ableugnen wollte, – sie fürchtete sich. So lange sie für Sepp fürchten mußte, vergaß sie sich selber, aber jetzt, nachdem Sepp gerettet und die erste Freude vorüber war, dachte sie nach und nach daran, daß sie zur mitternächtlichen Stunde auf verschneiten Pfaden ganz allein dahinirrte.

Sie nahm sich vor, sich nicht zu fürchten, aber schon dieses Vornehmen war ein Ausfluß des nicht zu überwältigenden Gefühles, das in ihrem Herzen Raum faßte. Ihre Phantasie führte ihr die verschiedenartigsten Gestalten vor. Jeder Baum, jede Staude, jeder große Stein nahm für ihre erregte Phantasie eine gespensterhafte Gestalt an. Und jetzt mußte sie gar über den Steg, über den einmal eine unbarmherzige Mutter ihr Kind ins Wasser geworfen hatte! Seitdem hört man zur Nachtzeit ein Plätschern und Hilferufen im Bache und es arbeitet und schlägt um sich, als ob ein Mensch am Ertrinken wäre, und auf dem Stege sieht man ein Wickelkind vor sich herrollen, das verschwindet, wenn man darnach greift. Eine Strecke

davon entfernt soll sich dann ein ungeheurer schwarzer Hund mit großen, feurigen Augen zeigen, welcher dem Wanderer knurrend den Weg versperrt, bis man das Kreuz schlägt, worauf er laut heulend die Flucht ergreift. – Waberl machte das Kreuz und lief über den verrufenen Steg; aber sie hörte und sah von alledem nichts.

„Mei' Ahnl hat Recht,“ sagte sie, „es giebt koane G'spenster.“

Leise sang sie ihr Christkindllied, um wieder neuen Mut zu bekommen und es that auch eine Strecke gut. Aber jetzt lag ein Föhrenholz vor ihr, durch welches der Weg führte. Es war bei Tag ein harmloses Wäldchen, aber zur Nachtzeit und in dieser Stunde „reigierte“ (spukte) das Gespenst des „Stilzl“ darin. Waberl weinte laut auf; aber sie schwieg sogleich wieder, denn das Echo gab ihr Weinen zurück und das war ihr noch unheimlicher. Sie dachte an Sepp, an den Dienst, den sie ihm geleistet; sie dachte an das morgige Christkindlansingen, an den zu erwartenden Reichtum, an den Ritter, welcher einmal ihr Verlobter werden sollte – und mit einem gewissen Selbstbewußtsein schritt sie hinein in das Revier des gefürchteten Stilzl.

Dieser Stilzl war ein Roßhirt gewesen und hatte dreizehn Rosse unter sich. Als er eines Tages eintreiben wollte und seine Tiere abzählte, fehlte ihm eines. Das kam daher, weil er selbst auf einem saß, das er mitzuzählen unterließ. So sprengte er denn im Holze auf und ab, die Kreuz und die Quer, fand aber nirgends das verloren geglaubte Pferd und geriet hierüber so in Verzweiflung, daß er sich an dem Aste einer Föhre aufknüpfte. Seitdem „reigierts“ im Hölzchen und der Stilzl treibt seinen Schabernack mit den Bauern, die hier im Winter das Holz wegfahren. Oft hilft er den Schlitten schieben, daß es federleicht auf dem schlechten Weg von dannen geht; ein anderes Mal setzt er sich aber darauf und man bringt das Fuhrwerk nicht weiter, so viele Ochsen man auch vorspannen mag, worüber der Stilzl immer ein höhnisches Lachen aufschlägt. Einzelnen Leuten, die sich irgend einer bösen That bewußt sind und nachts in sein Revier kommen, setzt er sich auf den Nacken und reitet sie lachend bis an den Saum des Waldes. Schon von weitem hört man ihn herankommen. Er zählt nämlich langsam und laut von eins bis zwölf; ist man bis dahin nicht aus seinem Reviere, so sitzt er einem mit „dreizehn“ sicher auf dem Nacken.

Das hatte Waberl oft in den Rockenstuben erzählen gehört, und jetzt war sie plötzlich selbst und so ganz allein in diesem Holze und in der Gewalt des Gespenstes, denn ihr Herz war bedrückt von dem Bewußtsein, eine verbotene That begangen zu haben.

Unter solchen Gedanken lies sie eine große Strecke auf dem Holzwege dahin, aber plötzlich hielt sie an. Sie hatte etwas gehört! – Was war es denn? Eine Gänsehaut überlief sie.

„Ach Gott, ach Gott! 's wird doch der Stilzl nöt kemma!“ rief sie im flehendsten Tone, indem sie vor Furcht am ganzen Leibe zu zittern begann. Nachdem sie sich einigermaßen ermannt, eilte sie wieder vorwärts; aber schon nach wenigen Schritten stand sie wieder wie gebannt. Es war keine Täuschung, sie hatte ganz gewiß etwas gehört, und noch war es ihr, als vernähme sie ganz in ihrer Nähe schwere Tritte.

Jetzt tönte von dem Turme zu Eschlkam die zwölfte Stunde. Jeder Schlag hallte deutlich hinaus in die stille, klare Winternacht und jeder Schlag ward zum unaussprechlichen Schrecken des Mädchens in ihrer Nähe laut nachgezählt. – Eins! – Zwei! – Drei! – Vier! – Hu, es war kein Zweifel, der Stilzl war es, welcher sich näherte! Wie abgebannt stand Waberl da, ihr Atem stockte. – Näher, immer näher hörte sie zählen – Elf! – Zwölf! – Jetzt kam er aus der Staude heraus – schon stand er ihr gegenüber! – Ein fürchterlicher Schrei löste sich aus ihrer Brust, ihre Sinne schwanden, sie wankte, und hingestreckt lag sie auf dem schneeigen Grunde wie ein geknicktes Blümlein im schönsten Frühling seines Lebens!

## V.

Die alte Nandl stand am andern Morgen bei Zeiten auf, weil sie nach dem eine halbe Stunde entfernten Markt hinübergehen wollte, in dessen Pfarrkirche die vor Weihnachten üblichen

Engelämter seit mehreren Tagen angefangen hatten. Dieser Gottesdienst beginnt um sechs Uhr früh. Von allen Dörfern und Weilern eilen die Landleute herbei, mit ihren Laternen wandelnden Irrlichtern gleichend, die sich alle in einem einzigen Punkte zu vereinigen trachten. Diese Engelämter haben für alt und jung einen eigenen Reiz. Die Jugend begrüßt sie als die Vorboten des heiligen Christfestes, dem die jungen Herzen mit so freudiger Hoffnung entgegenschlagen, die Erwachsenen erinnern sich dabei an vergangene, an schönere Zeiten, freuen sich der vielen Lichter und des schönen Orgelspiels in der Kirche und sind mit einem Male in eine andächtige Stimmung versetzt, welche ihr Inneres erhebt und mit wohlthuendem Frieden umsomehr erfüllt, als in der Frühe die Leidenschaften und äußeren Lebensverhältnisse noch nicht alle ihre Gedanken in Anspruch genommen haben.

Die alte Nandl fehlte mit ihrer Enkelin nie bei diesen Andachten, aber heute zog sich die Alte geräuschlos an, um Waberl nicht aufzuwecken, welche vom gestrigen Gange nach Furth noch müde sein und heute wegen des Christkindlansingens weit umherwandern mußte. Deshalb schlich sie, ihr großes Gebetbuch und den Rosenkranz in der Hand, allein aus dem Häuschen und ging zum Markte hinüber; auf dem Wege gesellten sich eine Menge Dorfbewohner zu ihr. Als sie auf dem Marktplatze an der Gendarmeriestation vorüber wollte, sah sie viele Leute vor einem Wagen stehen, der mit einer Blachen überdeckt war und dessen Vordersitz eben für den Gendarmerie-Kommandanten zurecht gerichtet wurde.

„Wer wird denn da forttransportiert?“ fragte Nandl die Nächststehenden.

„Die böhmisch Hex!“ antwortete man ihr.

„Ebba gar dös Kindsdeandl, dös beim Schaumichl war?“

„Ja, die B'sessene!“

„Kann ma's nöt sehgn?“

„Sie liegt in an' Bett, denn seit's d' Gendarm erwischt hab'n, hat's dös höllische Fiaba.“

„Wo is's denn aufg'riffen wor'n?“

„Heut nacht im Stilzhölzl dreht. D' Gendarm san auf ihrer Patrouille dort durchkomma und dös Deandl is eahna unvermuat in d' Händ g'laufa. Sie soll an' furchtbar'n Schrei ausg'stoß'n hab'n und wie tot hing'fall'n sein. D' Gendarm hab'ns mit vieler Not nach Haus bracht! 's Deandl kann koa' Wort red'n und stoßt nur hie und da an' Schrei aus.“

„Wo schaffen's denn die Arme hin?“

„Ans böhmische G'richt. San ma froh, wenn die B'sessene aus'n Land kimmt!“

„Dummköpf!“ rief jetzt der Gendarm von seinem Sitze herab. „Wenn dös Deandl b'sess'n wär, traget's koa g'weih'ts Bild an der Brust. Nöt darum, sondern weil's a landfremds Madl is, dös 's G'richt in Böhmen requiriert hat, transportiern wir's über d' Grenz. Merkt's Enk dös und fabelts koan solchen Unsinn daher von Hexen und B'sess'nen!“

„Oho!“ riefen die Leute. „Der könnt si aa höflicher ausdrück'n!“

„Recht hat er!“ riefen wieder andere und unter ihnen auch die alte Nandl. Der Jägerveitl, welcher natürlich bei solchen Gelegenheiten nicht fehlen konnte und alle Augenblicke in die Höhe sah, ob das Hexendeandl nicht in Gestalt einer Fledermaus einen Fluchtversuch mache, meinte: „Es steht an' jed'n frei, z' glaub'n, was er will!“

„So glaubt's, was 's wollt's!“ rief der Gendarm und der Knecht trieb die Pferde vorwärts.

Als sich der Wagen in Bewegung setzte, ertönte aus demselben ein furchtbarer Schrei. Es war ein Schrei, der schmerzlich durch die kalte Morgenluft drang und alle Umstehenden eigentümlich berührte. Kopfschüttelnd schlugen die Leute den Weg zur Kirche ein. Nur Nandl stand wie gebannt da und blickte dem sich entfernenden Wagen nach. Jener Schrei war ihr durch alle Glieder gefahren und hatte ihr Herz erzittern gemacht. Sie hörte ihn da innen nachtönen wie ein hundertfaches Echo und Thränen standen ihr in den Augen, sie wußte selbst nicht, warum. Ihr war so unaussprechlich weh! Eine düstere Ahnung senkte sich hinab in die Tiefe ihres Herzens, ähnlich den grauen Nebeln, wenn sie herniedersteigen auf die lachende Flur, oder dem kommenden Gewitter, wenn es plötzlich aufsteigt und den reinen Himmel umzieht mit schwarzem, drohendem Gewölke.

„Geht's nöt ins Engelamt, Nandl?“ sprach sie jetzt Veitl an, der unfern der Alten stand und sich auch so seine eigenen Gedanken machte über die junge Hexe.

„Ja, freili,“ entgegnete die Angeredete, sich emporraffend, als ob sie aus einem Traume erwachte.

„A Glück, daß dös Deanl koane Eltern mehr hat,“ sagte der Jäger, als beide den Weg nach der Kirche eingeschlagen hatten. „Dös muaß weiter koa' Jammer sei', so an' ungerat'nes Kind z' hab'n!“

„Dös Deanl,“ sagte die Nandl, „erbarmt mi scho' so viel, daß i's gar nöt sag'n kann. Der Schmerzensschroa, den 's aus' stoß'n hat, summt ma no' in die Ohr'n. A solcher Schroa kann von neamad kemma, der a schlecht's Herz hat. Dös arme G'schöpf, gebt's Obacht, Veitl, is a Opfer der Dummheit und des Aberglaubens. A Hex draus z' macha, weil si beim Schaumichl a gottloser Mensch an' Spaß g'macht hat, d' Leut z' erschreck'n und 's Deanl zuafälli da war, dös, Veitl, is sündhaft und wenn dös arme G'schöpf vor lauter Jammer stirbt, so hab'ns die dumma Leut auf 'n G'wissen.“

„Oes glaubt's also nöt, daß 's Deandl b'sess'n is, nachdem i gestern alles so genau erzählt hon, was si zuatrag'n hat? Nandl, Gotteslohn! dös hätt i Enk nöt zuatrat, daß 's so weni Religion hätt's!“

„I bin an' alt's Weib,“ entgegnete hierauf Nandl, „aber Oes, Veitl, i merk's, Oes seid's a viel ärgers, wenn's so leicht jeden Unsinn glaubt's.“

„I glaub alles, was i nöt begreifen kann!“ entgegnete der graue Jäger.

„Nacha wunder' i mi freili über nix mehr,“ schloß die Alte.

Sie waren an der Kirchthüre angekommen und beide trennten sich, um ihre gewohnten Plätze in der Kirche aufzusuchen.

Nandl kniete in ihrem Stuhl und ihr Gebet galt dem armen böhmischen Mädchen. Die Alte fühlte um so wärmer für dasselbe, als es immer in der Gestalt und mit dem Gesichte ihrer kleinen Enkelin vor ihrem Geiste stand. Nandl war eine jener Personen, welche Mitgefühl für fremdes Leid haben und sich lebhaft in die traurige Lage anderer versetzen können, aber auch nach Thunlichkeit mit Rat und That dem Mitmenschen beistehen, wenn er's verdient. War es ihr gelungen, hie und da ein gutes Werk der Nächstenliebe zu vollbringen, so fand sie darin einen größern Genuß, als wenn sie selbst mit einer Freude bedacht worden wäre. Und außer der Selbstgenugthuung, welche sie sich dadurch verschaffte, hatte sie in ihrem Herzen die feste Ueberzeugung, daß keine gute That verloren sei und früher oder später jede vergolten werde, schöner und reichlicher, als wir's zu ahnen vermögen. Wie oft in ihrem Leben hatte sie das schon erfahren! Wie vertrauensvoll blickte sie deshalb auch in dieses Leben hinein. Ihr Herz war jung geblieben, wenn auch die Jahre ihre Haare gebleicht und ihren Körper geschwächt hatten. Im Kreise der Kinder, welche sie so gerne aufsuchten und sich von ihr Märchen und Sagen erzählen ließen, fühlte sie so ganz wieder mit den jungen Leutchen und die Stimme ihres Herzens drang wieder zum Herzen und so legte sie, ohne daß sie es selbst ahnte, manchen guten Keim, der Wurzeln und Knospen trieb, aus denen Tugend und Frohsinn, Verstand und Glück als schätzbarste Früchte des menschlichen Lebens entsprossen.

Der Gottesdienst war zu Ende und die Alte schlug wieder den Weg nach ihrem Dörfchen ein. Beim Krämer vorüberkommend, nahm sie einige Lot Kaffee mit und kaufte beim Bäcker ein mürber Hörnl, womit sie heute Waberl beim Frühstück überraschen wollte. In der Regel gab es nur eine Suppe, aber heute mußte ja das Mädchen mit ihrer Freundin über Land und da wollte sie ihr vorerst eine kleine Freude machen.

„Sie wird schon wach sein, wenn i hoam kimm,“ dachte sie, „und wird ma nöt dank'n, daß i ihr's Engamt hon verschlaf'n lass'n. Der Kaffee wird nacha dös kloane Köpfl schon wieder guat stimma.“

An nichts als an ihr Waberl denkend, kam sie bei ihrem Häuschen an. Als sie die Hausthüre geöffnet und in die Stube eingetreten war, sah sie noch nichts von ihrer Enkelin. Deshalb ging sie in die Kammer und bemerkte hier zu ihrer Ueberraschung, daß Waberls Bett leer stand.

Das Fenster war angelweit auf. Die Alte vermutete, daß die Kleine auf diesem Wege ausgeflogen sei, weil die Haustüre verschlossen geblieben, um sich zum Annamirl, behufs Vorbereitungen zum Christkindlansingen, zu begeben. Die schöne Wiege stand übrigens noch wie gestern abends auf dem Tische in der Wohnstube.

Die Alte machte Feuer und setzte Wasser für den Kaffee zu. Dann ging sie in den Stall, melkte die Kuh, fütterte die Hennen und machte hierauf das Frühstück für sich und Waberl fertig. Aber diese war immer noch nicht zurück.

„I muaß ihr nur schrei'n,“ dachte die Alte und eben im Begriffe, zum Nachbarn hinüber zu gehen, lief das kleine Annamirl in die Thüre.

„Guat'n Morg'n, Muatta Nandl!“ rief sie. „Is 's Waberl schon g'richt!“

„Ja is denn 's Deanl nöt bei enk drenten?“

„Bei uns? I hon's heut no' nöt g'sehn!“

„Nacha woäß i nöt, wo's sein könnt,“ entgegnete die Alte, etwas stutzig gemacht. „Vielleicht is's ins Dorf zu wem 'nunter. Aber was hat's denn in der Fruah so 'rumz'laufen? Ge, Annamirl, schau di a weng danach um und bring's hoam.“

Das Mädchen eilte sogleich fort, die Freundin zu suchen, während sich die Alte eines kleinen Aergers nicht erwehren konnte. Das Herumlaufen in aller Frühe, es war kaum acht Uhr und noch nicht recht Tag, wollte sie dem Mädchen ein für allemal ernstlich verweisen.

Sie wartete und wartete fast eine Stunde. Endlich kehrte Annamirl, aber allein, zurück.

„Hon's nirgends g'fund'n!“ sagte sie. „Bin überall 'rumgangen und hon in d' Häuser g'schrien, aber 's Waberl war nöt da. G'wiß is's alloa' in 'n Markt ins Englamt ummi, weil's es nöt mitgnomma hab't,“ meinte das Mädchen.

Das leuchtete der Alten ein. Aber sie wurde zornig über den „Fratzen“, wie sie sich ausdrückte.

„Jetzt soll's aber aa koan Kaffee krieg'n!“ rief sie. „Annamirl, setz' di her und laß du dir'n schmeck'n.“

„Gelt's Gott!“ entgegnete die Kleine. „I hon grad mei' Supp'n gessen und wenn 's Waberl kommt, hätt' die nix.“

„Sie soll aa nix hab'n!“ rief Nandl erzürnt. „'s Englamt is schon längst aus. I war die letzt', die ins Dorf z'ruckkemma is. Wo bleibt's also? Schau auf d' Straß'n, Annamirl, ob du's nöt kemma siehgst.“

Das Mädchen ging wieder hinaus und schaute nach dem Markte hinüber. Leute, welche auf dem Wege daher kamen, fragte sie, ob sie Waberl nicht gesehen hätten, aber niemand konnte Auskunft geben. Annamirl wurde jetzt selbst ärgerlich und konnte das Weinen kaum zurückhalten. Nun kamen sie ja zu spät fort zum Christkindlansingen und der ganze Plan erlitt dadurch eine Aenderung. Sie sah immer und immer auf den Weg, aber kein Waberl ließ sich sehen.

Die alte Nandl kam endlich selbst heraus und rief Annamirl mit ängstlicher Stimme zu: „Kannst du's nöt erschau'n?“

„Sie kimmt no' nöt!“ erwiderte traurig die Kleine. „Und koa' Mensch hat's drent im Markt g'seh'n.“

„Hast d' g'fragt?“ sagte die Alte, deren Aerger allmählich in Unruhe übergegangen war.

„Wer mir begeg'n't is, den hon i g'fragt, aber neamad hat mir Auskunft geb'n kinna. Muatta Nandl, es wird 'n Waberl do' nix passiert sein?“ setzte das Mädchen mit ängstlicher Stimme bei.

Die Alte erschrak bei diesen Worten. Ihr Herz hatte schon lange diese Frage stellen wollen, aber sie zwang ihr Herz zum Schweigen. Als jetzt das Mädchen die peinliche Frage aussprach, fuhr es der Alten durch alle Glieder.

„Der Himmelvater wird dös verhüaten!“ sagte sie kleinlaut.



„Wenn's nöt bald kimmt, kinna ma heut nimmer über's Land,“ sagte die Kleine unwillig. „Mi friert's jetzt scho' und i geh' hoam. Wenn's Waberl kimmt, so soll's mi glei' aufsuach'n. B'hüt Gott, Muatta Nandl!“

Mit diesen Worten eilte die Kleine davon in ihr Haus. Die Alte folgte kopfschüttelnd nach und ging in ihre Wohnung. Sie verrichtete ihre gewöhnlichen Morgenarbeiten und blickte dabei fortwährend durch das Fenster hinaus, ob ihre Enkelin noch nicht sichtbar sei. Ihre Unruhe wuchs von Stunde zu Stunde. So ward es Mittag und das Mädchen fehlte noch immer. Jetzt überfiel die Alte eine furchtbare Angst; sie konnte nicht mehr in ihrem Häuschen bleiben. Sie ging selbst in das Dorf und fragte von Haus zu Haus nach ihrer Enkelin, immer vergebens.

„Bis i hoam kimm,“ tröstete sie sich, „wird vielleicht 's Deandl da sein!“

Als sie nach Hause kam, war die Stube leer, wie sie dieselbe verlassen. Die Alte brach jetzt in Thränen aus. –

„Es ist ihr ebbas passiert!“ rief sie. „Es hat an' Unglück geb'n!“

Sie flehte zum Himmel, daß es nicht so sei. Wankenden Schrittes ging sie zu den Nachbarn, welche über des Mädchens Verschwinden aufrichtig besorgt waren. Man erging sich in den verschiedensten, in den schrecklichsten Mutmaßungen und jedermann war bereit, die Verlorne zu suchen. In alle Brunnen ward gesehen, ob sie nicht in einem solchen verunglückt; zum Bache ward hinabgeschaut und untersucht, ob nicht das Eis irgendwo gebrochen und Waberl verunglückt sei; in die nächsten Ortschaften gingen andere, um nach dem Mädchen zu fragen; aber nirgends war auch nur die leiseste Spur von demselben.

So kam der Abend heran und die Alte verblieb in ihren schrecklichen Befürchtungen. Ihr Jammer war unsäglich. Totenbleich saß sie in ihrem Stuhle und hatte den Blick stets nach der Thüre gerichtet. So oft jemand kam, hoffte sie auf irgend eine Nachricht, – aber niemand wußte von Waberl.

Es war schon dunkel, als eine Bauersfrau hereintrat und ein kleines Paketchen nebst einer Schachtel auf den Tisch stellte.

„Der Mirtl-Sepp,“ sagte sie, „schickt 'n Waberl dös seidene Tüachl. Er waar gern selba kemma, hätt' er nöt unvermuat' a Frachtguat weiterfahr'n müassen. Er laßt's recht schö' grüaß'n. Und die Schachtl möcht 's Deandl am Christtag nach Großaigen b'sorg'n. Der Zwetschgerl laßt 's Waberl drum bitten und sie thuat eam damit an' großen G'fall'n. Aber wo is denn 's Deandl?“

Die Alte erwiderte schluchzend: „Der Himmelvater woaß's, wo 's is!“

Die Leute trösteten nach ihrer Weise, aber Nandl ließ keinen Trost hinein in das schmerzbewegte Herz. Sie fühlte sich krank. Man brachte sie zu Bette. Der Arzt wurde von Furth geholt und als er nach einigen Stunden kam, fand er den Zustand der Alten besorgniserregend. Er gab die nötigen Anordnungen und empfahl der Kranken, sie möge Hoffnung und Trost von oben erwarten.

Die blaue Wiege stand auf dem Tische und daneben lag das schöne seidene Tuch; diejenige aber, welcher diese Dinge gehörten, war fern, und in diesem Augenblicke rang vielleicht aus ihrem Munde wieder ein Schrei des Schmerzes und der Furcht, wie Nandl ihn aus dem Wagen gehört hatte, auf dem ein armes Deandl fortgeschafft wurde über die böhmische Grenze.

## VI.

Der Mirtl-Sepp hatte durch seine glückliche kontrebandierte Ware und andere schon vorrätige Frachtgüter eine anständige Ladung beisammen, welche er, infolge eines aus München eingetroffenen Briefes, schon am Morgen nach jener verhängnisvollen Nacht aufladen und verpacken ließ und am Nachmittage bereits von Furth auf der Straubinger Straße weiterfuhr. Die erst von einem weiten Wege zurückgekehrten Pferde, die Ruhe erwartet und

derselben auch bedürftig gewesen wären, ließen freilich die Köpfe traurig sinken, als sie wieder hinaus mußten aus dem warmen heimatlichen Stall, und selbst der ihnen reichlich vorgeworfenen Hafer vermochte es nicht, die armen Tiere aufzumuntern. Sie waren störrisch und wollten sich beim ersten Berganziehen eine kleine Widersetzlichkeit erlauben, aber ein einziger Knall von Sepps Peitsche brachte sie wieder zur Ordnung, und all ihre Kraft zusammenraffend, zogen sie den Wagen frisch über den ersten Berg und schritten dann pflichtgemäß weiter.

Außer den Pferden war noch jemand unzufrieden, nämlich der alte Zwetschgerl bei den Spitzgäulen vorn. „Hi, hi!“ rief er zeitweise, sonst aber ging er schweigend dahin und grollte gleich den Pferden im stillen auf seinen Herrn. Er hatte gehofft, die nahenden Weihnachtsfeiertage bei seiner verheirateten Tochter, der Frau eines Holzpitzlers in Großaigen, einem Dorf an der Hauptstraße bei Eschlkam zubringen zu können. Es war ihm zwar in der Regel gleich, wo er rastete, aß und schlief, denn über fünfzig Jahre war er Fuhrknecht und seine Heimat die ganze Welt, aber die heurigen Weihnachten hatte er sich anders und schöner gedacht wie alle vorhergegangenen. Der Alte wollte es sich einmal unter seinen Enkeln gütlich thun, welche aus sechs Buben und einem Mädchen bestanden, er wollte den Kleinen zu Weihnachten eine besondere Freude machen, da sie von ihrem Vater, der ein bißchen über den Durst trank und so in der Regel leere Taschen hatte, keine Bescheerung zu erwarten hatten. Deshalb kaufte er in Nürnberg, wo er bei der letzten Fahrt durchgekommen, nach besten Kräften Lebkuchen und allerlei Kleinigkeiten für die Jungen, unter anderen nette Sparbüchsen, welche er mit einiger Münze versah; der Holzpitzlerin aber dachte er ein feines Tuch auf einen Winterspenser zu und wickelte darein fünf nagelneue Guldenstücke als Notpfennige. Der Alte hatte sich dieser Ausgaben wegen manches versagt, was er sonst gewohnt gewesen, aber wenn er der Freude gedachte, welche er durch diese Gaben seiner Tochter und ihren Kindern bereiten werde, überkam ihn ein wohlthuendes Gefühl. Er lachte dann stillvergnügt in sich hinein, sah im Geiste die Freudensprünge der Beschenkten, und es war ihm, als ob diese befriedigenden Gedanken sein Inneres mit einer angenehmeren Wärme erfüllten, als es das Gläschen Schnaps vermocht haben würde, das er sich deshalb versagte. Dieser Gegenstand war es denn, womit sich Zwetschgerl auf dem ganzen Heimwege beschäftigte, und kein Tag war vergangen, an welchem er nicht die verschiedenen Dinge aus der Schachtel genommen und sich selbst daran ergötzt hatte. Leider sollte er nicht Zeuge von dem Jubel sein, den diese Geschenke verursachten, weil unerwartet ein Eilgut nach München gefahren werden mußte. Da sein Herr ein Tuch an Waberl übersandte, schickte auch er die Schachtel an diese, mit der Bitte, seine Gabe am Christtag nach Großaigen zum Holzpitzler zu befördern. „Die wern schaug'n!“ dachte er sich jetzt, „wenn auf einmal die Schachtel wie vom Himmel g'fall'n kimmt!“ Und dieser Gedanke war es wieder, mit dem sich Zwetschgerl auf der neu begonnenen Fahrt beschäftigte, während er in sich gekauert, schweigend und etwas grollend, neben seinen Pferden herging. Niemand hätte es diesem alten Manne, dessen Geist von der Zeit ebenso verwittert schien wie sein Körper, der ein halbes Jahrhundert hindurch keine andere Gesellschaft als die seiner Pferde hatte und verlangte und so in einer unvermeidlichen geistigen Beschränktheit mehr vegetierte als lebte. – Niemand hätte es ihm angemerkt, daß ein warmes Gefühl auch in seinem Herzen Platz greifen konnte und daß es ihm ein wohlthuender Genuß war, an die Freude zu denken, die er anderen zgedacht. Und warum sollte dieser alte Fuhrmann kein für Nächstenliebe schlagendes Herz besitzen? Das eben ist ja das Himmlische der Liebe, daß sie in allen Menschenherzen keimt und nur geweckt sein will, um uns zu beglücken mit ihrem himmlischen Zauber.

Heiter und vergnügt beim ganzen Fuhrwerke war nur der weiße Spitzhund, der lustig an seinem Herrn hinaufsprang und nicht begreifen konnte, warum ihn dieser so wenig beachtete, warum er weder sang noch pfiß, noch mit der Peitsche knallte, sondern in Betrachtungen versunken, fast traurig neben den Stangengäulen herging.

Der junge Mann dachte der vergangenen Nacht und des mutigen Mädchens, welches ihn so klug befreit hatte von der drohenden Gefahr. Er fühlte, daß er ihr zeitlebens zum Danke verbunden blieb. Dieses edle Gefühl der Dankbarkeit bindet mit magischen Fäden an die Person, welcher man verpflichtet ist; man denkt mit einer Art Andacht an diejenigen, welche sich liebend seiner angenommen und Gutes gethan haben. Schon der Wunsch, ihnen einmal vergelten zu können, ist ja Dankbarkeit, und wie süß ist diese Vergeltung, wenn sie möglich geworden.

Als der Wagen in der Nähe des Teufelsfelsens vorüberfuhr, wo Tags vorher Waberl mit ihrer Wiege der Ankunft des jungen Mannes entgegengesehen, überflog es ihn wie mit einer tiefen Wehmut. „Wenn’s nur nöt krank worn is!“ dachte er bei sich. „Hätt’ nur die Fracht nöt so pressiert, i hätt’ so gern dem Waberl selbst das Tüachl bracht und ihr nochmals Dank g’sagt, was i jetzt auf vielleicht lange Zeit verschiab’n muaß!“

So waren weder Fuhrleute noch Pferde in einer besonders günstigen Stimmung, für den Moment wenigstens. Am anderen Tage ging es schon besser; die Witterung blieb gut und Sepp kam rechtzeitig in München an, wo er so glücklich war, gleich wieder eine andere vorteilhafte Fracht in eine weit entfernte Stadt zu erhalten. Lustig knallte er wieder neben seinen Gäulen dahin, pfiß und sang wie vordem, denn er war ein junges Blut und, wie er sich auszudrücken pflegte, ging ihm nichts ab auf Gottes weitem Erdboden.

Unterdessen war der Weihnachtsabend herangekommen. In der Stadt und auf dem Lande jubelten die Kleinen dem Christkindl entgegen und freuten sich Eltern und Kinder im Geben und Empfangen.

Auch in Kleinaigen ward es in jedem Hause rege. Hier wurde noch gefegt und geputzt, dort gebacken und die Mettenwurst hergerichtet; anderswo war bereits das Christkindlein in seinem goldenen Wagen angefahren und klingelte vor den Stubenthüren, welche es auf das Gebet der Kleinen öffnete, um mit goldener Hand die den Uebergelücklichen bestimmten Geschenke hineinzuworfen, und so merkte man es jedem Hause an, daß er angekommen sei, der heilige Christ, erfreuend und beglückend alle Herzen!

Nur in einem der äußersten Häuschen des Dorfes, wo die alte Nandl wohnte, war es still. Kein Laut der Freude tönte heraus durch die kleinen mit Läden verschlossenen Fenster. Wo sonst der Mittelpunkt der jungen frohen Welt gewesen, da regte sich jetzt nichts mehr; kein Lachen und kein Gesang ertönte und keine Sagmanln ergötzen mehr die lauschenden Kleinen und Großen. – War sie gestorben die alte Nandl? Hatte sie der Schmerz um die verlorene Enkelin getötet? War es gebrochen, dieses starke Herz, weil es zu schwach für dieses neue Unglück gewesen?

Nein! Es war nicht gebrochen; der Schmerz hatte sie nicht getötet; die Alte lebte noch, und das Herz, welches die ersten Tage erbebt und aufschrie vor unaussprechlichem Jammer, dieses Herz umschloß jetzt den schönsten Reiz alles menschlichen Lebens, die Hoffnung, und mit der Hoffnung ein untrügliches Gottvertrauen.

Alle Nachforschungen nach dem abhanden gekommenen Mädchen waren zwar erfolglos geblieben, aber auch alle Vermutungen, daß die Kleine verunglückt sein könne, wurden durch genaue Untersuchungen widerlegt.

Der alte Jägerveitl war einer der Thätigsten. Kein Fleckchen im Umkreise war zu finden, wo er nicht gefragt und gesucht hätte, und täglich wurde er mehr in seiner gleich anfangs gefaßten Meinung bestärkt, daß das Mädchen nicht auf natürlichem Wege verschwunden sei.

Er brachte die böhmische Hexe mit Waberls Verschwinden in Verbindung.

Wurde diese Hexe nicht in dem nahen Stilzhölzl und zwar in derselben Nacht aufgegriffen, in welcher Waberl spurlos verschwunden war? Da die Hexe sich bei der Arretierung nicht sofort in eine Nachteule oder Fledermaus verwandeln, den Gendarmen die Augen aushacken und davonfliegen konnte, mußte jedenfalls ihr Rapport mit dem Schwarzen aufgehört haben, und dies war nur zu ermöglichen, indem sie diesem eine andere Seele zubrachte. Und diese neue Seele, wenn es Waberl gewesen wäre? Wenn es der Böse in seiner Gewalt hätte, bis ihm

irgend eine günstige Gelegenheit wieder die Freiheit verschaffte? Wo sollte die Kleine denn sonst sich befinden? Auf der Erde war keine Spur von ihr, und irgendwohin mußte sie doch gekommen sein! Die Vermutung Veitls lag nahe, ja sie ward ihm zur Gewißheit, ein kleines Kind mußte das begreifen. Er hatte seine Ansicht auch mit aller ihm möglichen Rücksicht der alten Nandl beigebracht und ihr den Rat gegeben, die Sache bei den Franziskanern in Neukirchen in nähere Erwägung ziehen zu lassen. Aber die Nandl hatte kein Ohr für so dummes Zeug, wie sie es Veitl ins Gesicht nannte, sondern vertraute und hoffte.

Veitl schüttelte freilich bedenklich mit dem Kopfe und brummte: „Kein Wunder, daß so viel Unglück über sie kimmt; aber sie hat halt koa' Religion!“

Nandl hatte sich soweit wieder erholt, daß sie ihr Bett verlassen und ihre kleinen häuslichen Geschäfte besorgen konnte. Die Nachbarn waren sonst stets bei ihr, pflegten und halfen, wo es Not that, nur am heutigen Abend hatte jeder im eigenen Hause zu thun, und so saß die Alte allein in ihrem Stübchen und konnte sich ungestört ihren Betrachtungen überlassen. All die Kleinigkeiten, welche sie für die Enkelin zur Bescherung bestimmt hatte, waren auf den Tisch gelegt, daneben stand die blaue Wiege, die letzte Freude des Mädchens, auch das Tuch lag da, welches der Mirtl-Sepp geschickt hatte. Sie betrachtete beim Scheine ihrer kleinen Lampe alle diese Dinge mit Andacht und Wehmut. Sie hatte die Hände gefaltet und Thränen in den Augen, sagte sie: „Wenn du scho' an' Engel bist, mei' Waberl, so blick' awa und freu' di durt oben über das Christkindl, das dir dei' alte Ahnl b'stimmt hat! Schick mir an' Trost, daß ich dein' Verlust ertragen kann, du Herzenskind! Sollt's aber noch auf dieser Erd sein, dann Himmelvater, bring' mir's z'ruck; sie war und is ja mei' Lebn und mei' alles!“

Sie wurde in ihrem Gebete durch Klopfen an den Laden gestört. – Ein freudiger Schauer überkam sie: „Wenn's mei' Kind wär'!“ – So schnell sie es vermochte, eilte sie hinaus und öffnete die Thüre. Wirklich stand ein Mädchen von Waberls Größe vor derselben.

„Waberl, bist du 's?“ rief die Alte mit bebender Stimme. Aber ach, sie war es nicht.

„I bitt Enk um Gott'swillen,“ sagte eine fremde Stimme zu ihr, „laßt's mi nöt erfrier'n in der Nacht.“

„Wer bist d' denn?“

„I bin an' arm's Deandl und weiß nöt, wo aus und wo an, wenn neamad so barmherzig is, si meiner anzunehmen.“

Das fremde Mädchen hatte dies unter Schluchzen gesprochen, und die Alte entgegnete, ohne sich lange zu bedenken, so möchte hereinkommen in die warme Stube.

Drinnen beim Lichte sah sie jetzt ein junges Mädchen in einem bedauernswerten Zustande vor sich. Seine Kleider waren zerlumpt, die Schuhe zerrissen, die Wangen seines braunen Gesichtes waren eingefallen, die Augen von vielem Weinen geschwollen und die schwarzen Haare hingen zerzaust und struppig herab vom unbedeckten Kopfe.

„Wem g'hörst denn an, Deandl?“ fragte jetzt mitleidig die Alte. „Aber sag mir's noch nöt, wärm' di erst am warmen Ofen und i mach dir schnell 's Essen ferti, das i für mi in d' Röhr'n gestellt hon. Dann red'n wir weiter.“

Damit richtete die Alte das Essen her. Das fremde Mädchen kauerte sich auf der Ofenbank zusammen, denn es zitterte am ganzen Körper vor Kälte. Als ihr Nandl das Essen überreichte, verschlang sie es mit Heißhunger, so daß die Alte es für gut fand, noch einige Eier einzuschlagen, um damit den Appetit des unvermuteten Gastes vollends zu stillen, was denn auch erreicht wurde.

Mit dankbarem Blick sah jetzt das Mädchen die Alte an und als es die schönen Sachen auf dem Tische bemerkte, fragte es: „Oes habt's wohl aa r a Deandl und eam zum Christkindl b'schert?“ Die Kleine seufzte bei dieser Frage und die Alte antwortete auch nur mit einem stillen Seufzer.

„Jetzt sag' mir, Deandl, woher du bist und wie 's kimmt, daß du in der kalt'n Christnacht mutterseel alloa herumgehst und so unglückli aussiehgst?“

„Ach, i bin aa recht unglückli!“ entgegnete die Gefragte. „Mei' Heimat is im Böhmischen, in der Näh von Neugedein. Meine Eltern san scho' früh g'storb'n und i bin a Fabrikdeandl worn, wo i mir so viel derdeant hon, um mi g'wand'n und ernähr'n z' könnn. Da hat auf einmal d' Fabrik ihre Arbeiten eing'stellt und i bin brotlos worn. Deshalb hon i mi um an' Deanst umg'sehgn, aber nirgends wollt'n 's mi nehmen, weil i no' so klein und jung bin, bis mi endl'i im Bayerischen herenten, in Warzenried, der Schaumichlbauer als Kindsmadl eindingt hat.“

„Der Schaumichl in Warzenried?“ fragte die Alte überrascht und sich vom Stuhle erhebend. „Deandl, erzähl weiter.“

„Ja, beim Schaumichl,“ entgegnete die Kleine. „Aber i bitt Enk um Gott'swillen, seid's barmherzi mit mir und thut's mir nöt aa so schmerzli unrecht wie die andern Leut!“

„Was is's weiter?“ fragte die Alte hastig.

„I bin etliche Tag im Deanst gwen, da hat's ums Mittagläuten a paar Mal alles in der Stub'n hin- und herg'worfen und da kamen 's auf den Einfall, i wär dran schuld und wär' vom bösen Feind b'sessen, und sie hätten mi umbracht, wenn i nöt glückli entflohn wär. I weiß's aber, wer's gwen is, der den Spektakel g'macht hat. Die Oberdirn is's gwen, die woll'n hätt', daß d' Bäuerin im Kindbett aus Schrecken sterbet, damit sie 'n Bauern hernach hätt' heiraten können. I hon die Dirn g'sehgn, wie i entflohn bin, wie's grad durch a Schubloch an der Stubendecken an' Stein runter g'worfen hat und der Schweintreiber, bei dem i nachher im Dienst gwen bin, hat mir die Ursach aufg'klärt.“

„Du bist aber im Stilzhölzl mitten in der Nacht aufg'griffen und über d' Grenz transportiert worn! Wie kimmt's, daß du wieder da bist?“ fragte die Alte, nicht wenig über die Enthüllungen des Mädchens überrascht.

„I bin,“ fuhr das Mädchen weiter fort, „niemals aufg'griffen worn, sondern bin von Warzenried fort gegen Neukirchen. Da is am Weg a Schweintreiber kemma, dem i mei' Not klagt hon. Der hat si meiner erbarnt und mi auf acht Tag in 'n Deanst g'nommen. I hon den Schweinen vorangeh'n und Brot vorwerfen müß'n. So bin i bis Amberg kemma, wo mi der Treiber nimmer brauchen konnt und heimg'schickt hat. I bin gestern auf an' Wagl bis Cham und von dort komm' i heunt her. Damit mi neamad erkenna sollt', wollt' i den Weg durch die Gegend da bei Nacht zucklegn und hon i mi deshalb in an' Dorf auf der Landstraß fast den ganzen Tag in an' Stadl versteckt g'halt'n, bis's zu dämmern ang'fang'n hat. I wollt heut no' nach Neumarkt, aber d' Kält und Müdigkeit leiden's nöt. I hon den Weg verfehlt und bin in dös Dorf kemma, und weil i nimmer weiter konnt', hon i an Enkerm Häusl klopft und i hon nöt umsonst bitt. Nöt wahr, Oes jagt's mi heut nacht nimmer fort; i will auf der Ofenbank schlafen und morgen in aller Früh geh i über d' Grenz, daß mi ja kein Warzenrieder siehgt, die mi, Gott verzeih ihnen's, für b'sessen halt'n und mi erschlageten.“

Die alte Nandl hörte mit großer und immer steigender Spannung dem Mädchen zu. Nochmals fragte sie dasselbe aus und eine Ahnung tauchte in ihrem Herzen auf.

„So bist du's nöt gwen, die vor zehn Tagen im Stilzhölzl is aufg'riffen worn?“

„I weiß nix von dem, Frau!“

„Der Schrei,“ fragte die Alte heftiger – „der Schmerzensschrei beim Abfahr'n is nöt von dir kemma?“

„G'wiß nöt!“ antwortete das Mädchen überrascht und furchtsam über die plötzliche Aufregung der Alten.

Diese verhüllte jetzt ihr Gesicht und atmete schnell und hörbar. Ein Gedanke hatte ihren Geist durchzuckt und den ganzen Körper in Aufregung gebracht.

Jener Schrei, den die vermeintliche böhmische Hexe beim Abfahren ausgestoßen, klang ihr jetzt wieder in den Ohren und hallte in ihrem Herzen wider. Jetzt hatte sie Worte für jene Ahnung, welche sie damals so unwiderstehlich überkam. Jener Schrei – er kam aus Waberls Munde! Ihre Enkelin war es, welche die Gendarmen aufgegriffen und statt der Böhmin über die Grenze geschafft hatten!

Wie das kam, das konnte sie sich freilich nicht enträtseln, aber es war so. Das sagte ihr das Herz, welches laut pochte vor Freude und Schmerz. „Mei' Waberl lebt!“

„Ja, sie lebt!“ rief eine wohlklingende Stimme hinter ihr, und als sich die Alte umwandte, erblickte sie zu ihrer Ueberraschung vor sich eine schöne Dame, welche sie sogleich als Fräulein Pauline, die Tochter eines reichen Gutsbesitzers, zunächst des eine Stunde entfernten böhmischen Städtchens Neumarkt erkannte. Die Alte hatte vor lauter Aufregung das Anfahren des Wagens und deren Eintreten in die Stube überhört und als jetzt die Dame rief: „Ja, sie lebt!“ war ihre erste Frage: „Wo, wo?“

„Bei mir, liebe Nandl,“ entgegnete Pauline. „Erst vor zwei Stunden erfuhr ich von dem Mädchen, daß es Eure Enkelin sei.“

„Warum is's nöt mitkomma?“ fragte rasch die Alte.

„Sie ist krank – aber außer Gefahr.“

Die Alte blickte dankbar zum Himmel und wollte dann die Hand der schönen Dame küssen, was diese nicht zugab, sondern Nandl bei der Hand haltend, erzählte sie ihr, wie vor zehn Tagen das Mädchen, welches die Gendarmen nachts im Walde aufgegriffen und über die Grenze geschafft hatten, sterbenskrank in Neumarkt angekommen sei. Man sei bei Gericht in großer Verlegenheit gewesen, was mit dem fieberkranken Mädchen zu beginnen, und über den Beratungen wäre das arme Geschöpf gestorben, wenn nicht zufälligerweise der Vater Paulines dazu gekommen wäre; diesen habe die traurige Lage des fremden Mädchens gerührt und er habe sich erboten, die Kranke auf sein Gut aufzunehmen.

„Wir legten sie gleich ins Bett,“ erzählte Pauline weiter, „ließen den Doktor kommen und pflegten die Kleine wie unser eigen Kind. Die schon Aufgegebene hat die Krisis glücklich überstanden, seit zwei Stunden ist sie aus dem Fieber erwacht und die erste Frage war nach der Mutter Nandl.“

„Da erfuhren wir denn zu unserer freudigen Ueberraschung, daß es nicht die vermeintlich Besessene, sondern Euer Waberl sei, dessen Verschwinden wir alle so sehr bedauert hatten. Schnell ließ ich einspannen, um Euch noch heute diese freudige Kunde als Christgeschenk bringen zu können – ich weiß und seh' es Euch an, daß Ihr in Eurem Leben noch kein schöneres Geschenk erhalten habt!“

Die alte Nandl konnte kein Wort erwidern. Sie lächelte unter einem Strom von Thränen hervor und sah das Fräulein mit Blicken voll unaussprechlicher Dankbarkeit an. Auch Pauline ihrerseits war ergriffen, auch ihre Augen waren feucht.

Pauline war eine herrliche Frauengestalt. Sie hatte reiches, glänzenschwarzes Haar und unter schmalen, schwarzen Wimpern blickten große, dunkle Augen hervor, in denen ein Feuer glühte, das mit einem wunderbaren Strahle des Friedens ihr Gesicht verklärte. Der kleine Mund, der sich so gerne zu einem freundlichen Lächeln öffnete, zeigte blendend weiße Zähne und ihre Stimme klang angenehm, herzlich und heiter zugleich. Dieses Mädchen hatte die kostbare Gabe, freundlich zu sein; reich oder arm, vornehm oder niedrig – das galt ihr gleich; sie war gegen alle gleich leutselig. Sie war in dem kleinen Städtchen in einer Schule mit den übrigen Kindern erzogen worden, und hatte mit diesen Freuden und Leiden geteilt. Zur Jungfrau herangewachsen, galt sie für eine Schönheit und sie war es auch, hatte dazu einen scharfen Verstand, gepaart mit einem glücklichen Humor; jedermann hatte „die Pauline“ lieb. Wie glücklich es sie machte, andere zu erfreuen, bezeugte schon der Umstand, daß sie in der kalten Winternacht persönlich in das fast zwei Stunden von ihrem Wohnorte entfernte Kleinaigen hinauselte, um der alten Nandl die frohe Kunde über ihr wiedergefundenes Waberl bringen zu können. Sie kannte die Alte gut und hatte auch deren Enkelin öfter gesehen, aber diese war bei ihrer Ankunft in einem so kläglichen Zustande gewesen, daß sich Pauline ihrer nicht erinnern konnte. Sie hatte die Kranke selbst gepflegt, über deren Namen und Heimat niemand Auskunft zu geben wußte, und inniges Bedauern mit der Armen empfindend, raisonnirte sie ohne Rücksicht über den Unsinn der Bauern, die das Mädchen für eine Hexe gehalten und es zum Herumirren in der Gegend gezwungen hatten.

Heute war in dem Befinden Waberls ein glücklicher Umschwung eingetreten; das Fieber ließ nach, und zum ersten Male seit jener Szene im Stilzhölzl, wo sie in dem herankommenden Gendarmen das Gespenst des Stilzl zu sehen glaubte, und bewußtlos zu Boden gefallen war, war es ihr möglich, ihre Gedanken zu sammeln und ihre wahre Persönlichkeit festzustellen.

„Wie aber,“ fragte die Alte, „is dös Deandl mitten in der Nacht ins Stilzhölzl außikemma?“

„Waberl hat mir dieses als Geheimnis anvertraut, aber Euch darf ich es schon enthüllen,“ entgegnete Pauline. Und so erzählte sie denn des Mädchens Veranlassung zu jener nächtlichen Wanderung. „Jetzt aber, gute Nandl,“ schloß sie dann, „muß ich wieder nach Hause fahren. Ich seh Euch’s an, Ihr möchtet gleich mit mir; aber es ist besser, Ihr kommt erst morgen mittag zu uns hinaus; ich werde Euch meinen Wagen schicken. Waberl schläft heut’ schon und das Herumfahren in der kalten Nacht könnte Euch wieder krank machen, da Ihr ohnedies noch sehr angegriffen seid.“

„O, Sie hab’n mi wieder g’sund g’macht, Fräul’n Pauline! Weil i nur woaß, daß ’s Deandl am Lebn und in so guaten Händen is; jetzt is alle Sorg vorüber! Morg’n mittag werd’ i also mei’ Kind wiederseh’n dürfen! Grüaßen S’ mir’s, mei’ guat’s Fräul’n, und i will g’wiß zeitlebens für Sie beten, daß S’ recht glücklich wer’n.“

Als Pauline die Stube verlassen wollte, fiel ihr Blick zum ersten Male auf das böhmische Mädchen, das hinten auf der Ofenbank saß und das Gesicht mit der Schürze verdeckt hielt. Es hatte das Gespräch mit angehört und ihr Herz erbebte über das Gehörte.

„Wer ist das Mädchen?“ fragte Pauline.

Die Alte, welche über die frohe Nachricht alles andere vergessen hatte, wurde jetzt wieder auf ihren Gast aufmerksam gemacht. Sie nahm das Mädchen bei der Hand und stellte es Paulinen vor: „Dös is dös arme Deandl von Warzenried, dös die Bauern für a Hex g’halt’n hab’n. Dös is dös Deandl, für dös mei’ Waberl als Opfer g’falln is.“

Pauline war nicht wenig erstaunt und ließ sich teils von der Alten, teils von dem Mädchen das Nähere mitteilen. Das Fräulein versprach mit Freuden, sich des unglücklichen Kindes anzunehmen, und trug der Nandl auf, es morgen nach Neumarkt mitzubringen. Die Arme war über diese Nachricht hoch erfreut. Pauline aber wurde nachdenkend über das Zusammentreffen so eigentümlicher Umstände.

Als die Alte das Fräulein zum Hause hinaus begleitete, sagte sie: „Dös, moan i, kann koa’ Zufall sei’, daß dös Deandl grad an mein’ Häusl anklopft hat! Da hat was Höher’s mit beig’holfen. Glauben S’ nöt, Fräul’n Pauline, daß ’s koa’ Zufall is?“

„Es giebt keinen Zufall,“ entgegnete das Fräulein rasch. „Im eigenen Herzen oder dort oben finden wir die Ursache zu allen menschlichen Schicksalen. Seid zufrieden, Nandl, Euch will das Schicksal wohl!“

Unter tausend Segenswünschen der Alten fuhr die schöne Dame von dannen, und während sie hinausblickte in die sternhelle Nacht, sprühte ein wundervolles Feuer aus ihren dunklen Augen, den Spiegel einer herrlichen Seele.

## VII.

Wie der Holzhauer für das Gewinnen und Verbringen des Holzes, so sorgt für dessen Verarbeitung der Zargenschneider und Holzpitzler. (Grobschnitzer, Dreher u. a.) Ersterer liefert die Siebreife aus geradspaltigen Fichten und Tannen, der Holzpitzler verfertigt aus Buche, Ahorn und Birke allerlei nützliche Gerätschaften wie: Teller, Heugabeln, Rechen, Besenstiele, Backtröge, Holzschuhe, Ochsenjoche und eine Menge anderer Gegenstände.

Der Holzpitzler von Großaigen, welcher Zwetschgerls Tochter zur Frau hatte, verstand sein Geschäft vorzüglich und würde sich vorwärts gebracht habem wenn nicht das Wirtshaus eine so unwiderstehliche Anziehungskraft auf ihn ausgeübt hätte. Der gute Mann hatte immer

Durst und wenn er Durst hatte, machte ihn sein äußerst hitziges Temperament, von dem er nur durch einige abkühlende Maß Bier befreit werden konnte, unleidlich. Aber bei „einigen“ Maß hatte es selten sein Verbleiben, meistens wurden so viele daraus, daß es sein Frau für gut finden mußte, ihn aus der Schenke nach Hause zu holen. Das letztere gelang ihr freilich selten, denn wenn der Pitzler auch halbe Tage lang fortgetrunken, versicherte er doch bei seinem Seelenheile hoch und teuer, daß er noch dürfte, wie der Fisch im Wasser. „Das liegt halt an der Natur,“ entschuldigte er sich jedes Mal. „Jeder Mensch hat an’ Fehler mit auf die Welt bracht seit dem ersten Sündenfall Adams und Evas; mir war der Durst zubestimmt, und was ich dabei leid’, Frau, dös laßt si in Worten gar nöt sag’n.“

Er war ein langer, hagerer Mann in der Mitte der Vierziger. Als Zeichen seiner Kunst ließ er sich den Schnurrbart wachsen. Den übrigen Teil seines blassen Gesichtes rasierte er übrigens so selten, daß es bei seinem schwarzen Haar immer den Anschein hatte, als wären Kinn und Wange schwarz bemalt. Auch trug er sein Haar länger als die übrigen Bauern, denn er wollte nicht zu den „G’scherten“ gerechnet sein. Das Geld war bei ihm immer das wenigste. Aber mit der Geldabnahme wuchs sein Arbeitseifer und er schnitzelte am fleißigsten, wenn „die Maxen“ alle dahin waren.

Es gelang ihm auch meistens, seine Kasse schnell wieder zu restaurieren, aber öfter gelang es ihm, zum Nachteile seiner Frau und seiner sieben Kinder, nicht, und so verließ ihn auch gerade jetzt sein gutes Geschick, wo die Christfeiertage nahe waren und er gerne einen ordentlichen Familienvater gespielt hätte.

„Wir müassen den Kindern do’ a Freud machen, Zili,“ hatte er am Christabend zu seiner Frau gesagt. „Leider hon i aber in der letzten Woch’ kein Absatz g’fund’n und da muaßt wohl du rausrucken mit an’ etli Batzen.“

Die Zili war aber schon so oft mit ihrem Ersparten herausgerückt, daß sie nicht einen roten Heller mehr auf der Seite hatte, und der Holzpitzler war über diese Entdeckung so verblüfft, daß er bitterlich auf sein böses Schicksal loszog. Nach einigen Erörterungen über die Ursache dieser traurigen Geldverlegenheit, die gerade heute am allerempfindlichsten, schimpfte der Holzpitzler nicht mehr auf sein Schicksal, sondern auf sich selber. Er nannte sich einen lüderlichen Lumpen und gelobte seiner Zili, die er in feierlichen Momenten „meine teure Cäcilia“ nannte, daß er von nun an in sich gehen und höchstens alle Feiertage noch ins Wirtshaus gehen wolle.

„Das soll mir a Warnung für mei’ ganz’s Leben sei’, daß wir d’ Weihnachten so noti zubringen müß’n. Aber i bin schuld, Zili, und i werd’s aa guat machen.“

Demgemäß saß die Familie des Holzpitzlers am heiligen Christtage nicht in der heitersten Stimmung beim Mittagmahle. Fast in jedem Haus gab es heute Schweinsbraten mit Sauerkraut und Knödl und wurden die irdenen Krüge mit Bier gefüllt; aber der Meister Holzpitzler konnte heuer leider diesen schönen Brauch nicht mitmachen. Seinen Kindern wollte das nicht recht behagen; besonders machten die zwei älteren Buben saure Gesichter, als statt des beliebten und längst ersehnten Bratens die gewöhnlichen Scharrnbladln und Erdäpfel nebst saurer Milchsuppe aufgetragen wurden.

„Ueberall giebt’s heut a Schweiners!“ brummte der zehnjährige Erstgeborene. „Sched, bei uns woäß ma nöt, daß d’ Weihnachten san.“

„Seid’s z’frieden, Buam!“ besänftigte der Vater. „Ueber’s Jahr wird’s schon besser. Wir kaufen uns zeitig a Paar Ferkeln und mästen ’s recht, daß wir ’s auf d’ Weihnachten schlachten könna. Dann kriegt’s Schweinsbraten grad gnua! Aber i sag enks, ös müaßts brav Brot dazua ess’n, daß von dem fetten Fleisch koaner krank wird!“

„Ja,“ keifte der ältere Bub, „’s Bratl wär’ schon recht, aber das sag’ i glei’, a Brot kann i nöt dazua ess’n; i mag zum Fleisch koa’ Brot.“

„Du muaßt aber ein’s essen,“ entgegnete der Pitzler, durch diesen Widerstand etwas gereizt. „Das Fleisch von unsern gemästeten Schweinen is fett und der Magen leicht verdorb’n – und i hon koa’ Geld für Doktor und Apotheker.“



„I mag aber koa' Brot!“ sagte der Hans trotzig.

„Und i mag aa koans!“ rief der Nazi.

„Was?“ rief jetzt der gereizte Vater. „Oes wollt's koa' Brot zum Schweinefleisch essen?“ und beide Sprößlinge rechts und links mauschellierend, schrie er: „Wart's Lausbuam! i will's enk lernen, ob's 's nächste Jahr zum Schweinern a Brot essen wollt's oder nöt!“

Die Buben schrieten aus Leibeskräften und auch die kleine Familie bis zu dem Wickelkinde herab stimmte in dieses Konzert mit ein, als sich plötzlich die Thüre öffnete und die alte Nandl, mit einer Schachtel unter dem Arm, eintrat.

Sie war soeben mit dem ihr zugesandten Fuhrwerk auf dem Wege nach Neumarkt und besorgte bei dieser Gelegenheit die Schachtel des Zwetschgerl, wie dieser das Waberl hatte ersuchen lassen.

„Ich bring a Christkindl!“ rief sie, und wie aufs Kommando waren die Schreihälse still und rissen die Augen auf.

„G'wiß von mein' Vodan!“ rief die Frau Holzpitzlerin erfreut, indem sie schnell ihr Kleinstes in die Wiege legte, um die Schachtel in Empfang zu nehmen.

„Erraten!“ sagte die Alte.

Die Schachtel wurde nun unter ungestümem Zudrang aller Familienmitglieder geöffnet. Das erste, was zum Vorschein kam, war ein beweglicher Hanswurst.

„Der g'hört mir!“ rief der Hans und griff nach einem Fuß desselben.

„Na', mir g'hört er!“ rief der Nazi und packte den andern Fuß und – „knick! knack“ war die erste Bescherung entzwei gerissen. Jeder der Buben hatte einen Fuß vom Hanswurst in der Hand. Die Ueberreste aber nahm der gereizte Holzpitzler und schlug sie den Streitsüchtigen auf die Köpfe.

„Wart's, i will enk koranzen!“ rief er und den Ochsenziemer von der Wand nehmend, welcher gleich einem lebendigen Ausrufungszeichen am Nagel hing, wollte er eine oft probierte gymnastische Uebung mit den Buben vornehmen, doch die alte Nandl trat dazwischen und bat um Gnade.

Dann entfernte sie sich lächelnd, um mit dem Wagen, in welchem sie das böhmische Mädchen zurückgelassen hatte, nach Neumarkt weiter zu fahren.

Inzwischen waren die anderen Spielsachen, dann die netten Sparbüchsen, die Lebkuchen und schließlich das Tuch für die Hausfrau mit den fünf Gulden aus der Schachtel genommen, jedes einzelne Stück laut angestaunt und nach Gutdünken der Mutter verteilt worden.

Einstimmiger Jubel ertönte jetzt von allen Kindern – die Sachlage hatte sich mit einem Male verändert.

Die Frau nahm von dem erhaltenen Gelde gleich ein Stück, um es ihrem Manne zu überreichen.

„Na', Zili,“ sagte dieser, „das Geld g'hört dir.“

„Was mir g'hört, das g'hört aa dir,“ entgegnete sie.

„I hon koa' Christkindl verdeant,“ sagte der Holzpitzler, „und am allerwenigsten von dir, Cäcilia!“

„Du verdienst es jetzt,“ sagte die gutmütige Frau. „Das Weib muß auf'n Mann sehg'n. Wenn's dir recht is, hol' i jetzt vom Wirtshaus nachträgli a Weihnachtessen.“

„Ja, wenn du's durchaus nöt anders thust, Cäcilia, so muaß i dir halt dei' Freud' lassen.“ Bei diesen Worten ging der Holzpitzler zur Schüsselrahm, nahm den allergrößten Krug herab und drückte ihn seiner Frau in die Hand.

„Meine liebe Cäcilia,“ lispelte er gerührt dabei.

Sie entfernte sich und kam bald mit Bier, Schweinefleisch, Kraut und Knödeln wieder und alles war glücklich und guter Dinge. Jedes der Kinder bekam ein kleines Häfchen voll Bier, und der Holzpitzler, welcher einmal dem Exerzieren der Landwehr in Eschlkam beigewohnt und ihr einiges abgesehen hatte, rief: „T'Achtung, ihr Bamsen! Setzt an! – Der Zwetschgerl,

unser Vater, Schwiegervater und Oedl soll leben. Vivat er lebe hoch! Und nochmal hoch! Und zum dritten Mal hoch!“

Die Jungen schrieten aus Leibeskräften mit und gaben mit ihren neuen Instrumenten einen famosen Tusch dazu.

So feierte die vor einer Stunde noch mißvergnügte Familie ein fröhliches Christfest. Der Geber dieses Festes freilich war fern, aber im Geiste war er gewiß anwesend und freute sich über die Freude der Beschenkten.

## VIII.

„Waberl! Ahnl!“ riefen Großmutter und Enkelin zu gleicher Zeit und umarmten sich lange – lange.

„Ahnl, bist bös auf mi?“

„Recht bös!“ entgegnete unter Thränen lachend die Alte und küßte die Kleine auf Mund und Stirn.

„Gelt, Ahnl, i fang schöne G’schichten an! Woabß der Sepp, wie’s mir gangen hat?“

„Der Sepp is gleich am andern Tag furtg’fahn und kann’s no’ nôt wiss’n.“

„Er woabß’s no’ nôt?“ sagte etwas mißgestimmt das Mädchen. Dann fuhr sie fort: „Nôt wahr, Ahnl, das war recht dumm von mir, daß i glaubt hon, der Stilzl kimmt, und du hast mir so oft g’sagt, daß ’s koane G’spenster giebt?“

Laß das guat sein, Waberl, das ist vorbei. – Ach, daß i di nur wieder hon!“

„I fahr heut mit dir nach Kleinaig’n, Ahnl!“

„Gott bewahr, Deandl, du bist ja no’ krank!“

„Krank bin i? Aber nôt g’fährli, gelt?“ fragte Waberl.

„Gott sei Dank, hat’s koa’ G’fah!“ entgegnete die Alte.

Es hatte auch keine mehr; gleichwohl war nicht daran zu denken, daß das Mädchen vor Verlauf einiger Wochen in sein Dörfchen zurückfahren könne. Pauline traf die Anordnung, daß die Alte bei ihrer Enkelin bleiben konnte, und durch die liebevolle Sorgfalt beider Frauen schritt der Kranken Besserung rasch vorwärts.

Es schien anfangs, als ob der heitere Sinn des Mädchens nicht wiederkehren wollte. Die Ereignisse jener Nacht hatten eigentümlich hineingegriffen in das frohe, junge Leben. Oft fragte sie, ob Sepp noch nicht gekommen sei und sie besuche, und wenn ihr die Alte sagte, daß er weit über Land und vor Ostern kaum wiederkehren dürfte, ward sie traurig; sie wußte selbst nicht recht warum. Stundenlang sann sie oft für sich hin. Die Großmutter erzählte ihr die schönsten Sagmandl. Waberl stellte sich, als ob sie aufmerksam zuhörte, aber ihre Gedanken schweiften in unbestimmten Weiten.

Das böhmische Hexendeandl trat, auf Fürbitte Paulinens, bei deren Eltern in Dienst und wurde auf einem mehrere Stunden von Neumarkt entfernten Oekonomiegute zur Zufriedenheit ihrer Herrschaft verwendet. Niemand erfuhr weder von ihr noch von Pauline, welche Rolle der Aberwitz in Warzenried sie hatte spielen lassen.

Es war nahezu Lichtmeß geworden, bis Waberl insoweit hergestellt war, daß sie ohne Gefahr mit ihrer Großmutter in ihr Dörfchen heimkehren konnte. Pauline hatte die Kleine recht lieb gewonnen und sich vorgenommen, erziehlich auf sie zu wirken. So wollte sie Waberl vor allem in seinen Handarbeiten unterrichten, und es wurde verabredet, daß diese, wenn der Winter vorüber, zu diesem Zwecke öfter zu ihr kommen solle; sei Waberl einige Jahre älter, meinte Pauline, müsse sie hinaus in die Welt, wofür sie dann schon sorgen wolle.

Als die Alte mit ihrer Enkelin von der lebenswürdigen Familie Abschied nahm, weinten beide heiße Thränen der innigsten Dankbarkeit. Pauline küßte Waberl und sagte: „Besuche mich, so oft dein Herz nach mir begehrt!“

„Dann komm i oft!“ entgegnete Waberl und schluchzend bestieg sie den Wagen, der sie wieder zurückbrachte in ihr stilles, trauliches Dörfchen.

Die Leute, welche Waberls Verschwinden so sehr bedauert hatten, waren über die Nachricht, daß sie wieder aufgefunden und von ihrer Krankheit genesen sei, erfreut. Freilich gab die Verwechslung derselben mit der böhmischen Hexe und Waberls Anwesenheit im Stilzhölzl mitten in der Nacht allerlei zu reden. Man hatte wohl zu der Notlüge Zuflucht genommen, daß das Mädchen in jenem Hölzchen, das sie gegen Abend durchstreifte und darin ein wenig Rast gemacht, etwas aus ihrer Wiege hätte liegen lassen, worüber sie in so große Unruhe versetzt worden, daß sie insgeheim noch in später Stunde hinausgegangen wäre, das Verlorene zu suchen. Aber einzelne Leute munkelten sich bereits die wahre Ursache von Waberls nächtlichem Umherirren in die Ohren, ohne gerade ihrer Sache gewiß zu sein, denn sie hatten nur von einem Tuchböhmern gehört, daß durch ein kleines Mädchen in jener Nacht die Grenzjäger um einen guten Fang gekommen wären.

Als einmal Waberl dem Aufseher begegnete, über den sie sich Sepp gegenüber so lustig gemacht hatte, hielt er sie an, drohte ihr mit dem Finger und sie scharf fixierend rief er: „Donnerwetter, Mäd! Es ist vorbei, du bist genug bestraft worden, mag mein Verdacht begründet sein oder nicht. Donnerwetter! nimm dich in acht! – sonst – Donnerwetter noch ein Mal!“

Waberl machte ihm einen spöttischen Knix und sagte: „I woäß nöt, was 's sag'n wollt's und soll 's a Rätsel sein, so kann i's nöt auflösen. Aber i will Enk ein's aufgeb'n, das's gleich heraus haben werd't's:

Wo donnert's jahraus, jahrein,  
Wo donnert's bei Tag und Nacht  
Und hat koa oanzigs Mal  
Bis itzund blitzt oder kracht?

Der Aufseher strich seinen martialischen Schnurrbart und sagte dann: „Ein Donnerwetter ohne Blitz und ohne Krachen giebt's in keinem Land.“

„Aber in Enkern garstig'n Maul giebt's solche!“ rief mutwillig das Mädchen und rannte über Stock und Stein davon.

Der Aufseher machte ihr eine Faust nach und rief: „Wart, ich krieg dich noch! Donnerwetter!“

Waberls erste Arbeit waren die roten wollenen Handstutzen, welche sie Sepp versprochen hatte und womit sie ihn bei seiner Wiederkehr erfreuen wollte. Doch diese verzögerte sich von Woche zu Woche, von Monat zu Monat. Erst zu Ostern kehrte er endlich von weiten Fahrten zurück.

Waberl ging am Ostermontag nach Furth und da sah sie den Fuhrmann zum erstenmale wieder und dieser war nicht wenig über ihre Erzählung von den unangenehmen Folgen jenes Schleichhandels überrascht. Er bedauerte sie aufs herzlichste und es betrübte ihn, daß er es gewesen, welcher die Veranlassung zu so viel Leid gegeben hatte.

Aber das Mädchen sah jetzt wieder frisch und gesund aus und hatte mit wenigen Unterbrechungen seinen frohen Humor wieder gewonnen. Die schönen Handstutzen konnte Sepp zu dieser Jahreszeit freilich nicht mehr gebrauchen, aber er versprach, sie bis zum nächsten Winter aufzuheben. Er selbst hatte Waberl wiederum von seiner Fahrt ein kleines Geschenk, in einem silbernen Kreuzchen bestehend, mitgebracht. Waberl versprach, dasselbe fortwährend um den Hals zu tragen. Sepp mußte ihr dann von seinen Fahrten, von den großen Städten und fremden Menschen und allem, was sie interessierte, erzählen, und der junge Mann that es auch gern; es machte ihm Vergnügen, sich mit dem klugen, wißbegierigen Mädchen, dessen Fragen ihn oft in Verlegenheit brachten, zu unterhalten. Seiner Mutter war dies nicht recht, aber er fühlte sich behaglich bei der Kleinen, und so oft ihn der Weg in die Nähe Kleinaigens führte, sprach er im Häuschen der alten Nandl vor. Er spielte dann immer

dem Mädchen auf der Mundharmonika etwas vor, die er meisterlich blies, oder begleitete damit die Lieder Waberls. Oft fragte er dann neckend: „Waberl, was muß einmal dei' Verlobter sein?“

„A Ritter muß's sein!“ antwortete dann immer lachend das Mädchen, „aber wahrscheinli wird's nur a lebzelterner wern!“

Gegen Pfingsten ging Sepp wieder auf die Reise. Waberl konnte sich der Thränen nicht erwehren, als ihr der Freund die Hand zum Abschiede reichte. Sie hatte Sehnsucht nach ihm, als er fort war, doch sie verging bald wieder.

Waberl ging wöchentlich auf einige Tage nach Neumarkt, wo sich Pauline alle Mühe mit ihr gab. Sie lehrte sie seine Näharbeiten und Sticken, und Waberl war sehr gelehrig. Ihre erste Stickerei war ein Hosenträger für Sepp. Dieser kam jetzt häufiger. Waberl verfolgte seine Fahrten immer auf der Landkarte und erriet es meistens auf den Tag, wann er zurückkehrte. Und außer der Landkarte, in deren Kenntnis sie manchen Gymnasiasten beschämt hätte, sagte ihr jedes Mal eine innere Stimme, wann der Tag der Wiederkehr gekommen. Dann konnte sie oft nicht umhin, Sepp entgegenzugehen, und auf dem Felsen, wo die Kleine damals Sepp so sehnsüchtig erwartet, stand sie oft und blickte hinaus auf die Landstraße, das Fuhrwerk erwartend, dem sie dann immer mit kindischer Freude entgegeneilte. Den Pferden brachte sie jedes Mal Zucker mit, und die Tiere wieherten ihr froh entgegen. Sepp aber nannte sie „sein treu's kloans Deandl!“

Aber Waberl blieb nicht immer klein. Sie entwickelte sich zusehends und als sie zu ihrem Namenstage von Pauline ein langes Kleid zum Geschenk erhielt, das sie gegen ihr bis jetzt kurzes Röckchen zu vertauschen hatte, war auf einmal aus dem Kinde eine angehende Jungfrau geworden.

Die Rockenstuben wurden gleich den Vorjahren auch heuer fleißig in Nandls Häuschen abgehalten. Märchen, Sagen und Spukgeschichten, woran der Bayerwald so reich ist, Rätsel und Gesänge ergötzen wieder die fleißigen Spinnerinnen. Als die Rauhächte herankamen, wurde Blei gegossen, Semmelgebissen und Schuh geworfen, denn die nun ein Jahr älter gewordenen Mädchen hielten sich bereits berechtigt, eine Frage an das Schicksal zu stellen.

Als die Christtage wieder nahe und das Balsen-Annamirl ihre Freundin aufforderte, das vorjährig vereitelte Christkindlansingen diesmal nachzuholen, lächelte Waberl und meinte, sie wäre jetzt schon zu groß und zu alt dazu, stellte aber Annamirl gerne ihre Wiege zur Verfügung.

So war in dem Wesen des Mädchens eine Veränderung eingetreten; nur seine Neigung zum Mirtl-Sepp blieb immer die gleiche. Fast jedes Mal erwartete es ihn an dem Teufels-Felsen, ging neben ihm bis zu den ersten Häusern der kleinen Stadt und eilte dann vergnügt in sein Dörfchen zurück. Den Leuten fiel dieses Entgegengehen auf; sie lächelten darüber und nannten Waberl bald: „Das Käthchen von Heilbronn,“ was diese gleichmütig hinnahm.

Die alte Nandl sah in dem Mädchen immer noch „das kleine Waberl.“ Bei dem ununterbrochenen Zusammenleben entging der Alten die mehr und mehr zunehmende Entwicklung ihrer Enkelin. In der Freundschaft zu Sepp hatte sie nur die natürliche Folge des früheren Beisammenseins im Mirtlschen Hause erblickt, durch die Ereignisse jener Nacht nur noch gesteigert. Wie es so oft zu geschehen pflegt, übersehen die Nächsten, was Entfernteren augenfällig ist. So hatte sich auch die kluge Nandl etwas verguckt, und erst durch den Spitznamen, den die Nachbarn ihrem Mädchen gaben, erkannte sie plötzlich, daß Waberl ihr Herz entdeckt.

Sie hatte die Jugendfreundschaft zwischen Sepp und Waberl zu lange in ihrer Herzenseinfalt gewähren lassen. Wie aber abzuhelfen? Dem Mädchen geradewegs die Zusammenkünfte zu verwehren, wäre nicht klug gewesen. Sie sann lange hin und her, wie sie es anfangen sollte, Waberl das ihrem Alter Schickliche beizubringen. Mit einem Verbote wäre zu viel gethan! Es wäre damit ein Abschnitt im Leben des Mädchens herbeigeführt worden, den die Alte gern von selbst wollte herankommen lassen. Während sie noch hin und her erwog, wie sie es am

besten anfangen sollte, ward ihr von anderer Seite, wenn auch nicht in erwünschter Weise, Vorschub geleistet.

Einmal, es ging schon gegen das Frühjahr zu, blieb Sepp wider Erwarten über die Zeit aus und Waberl, darüber beunruhigt, ging arglos zur Frau Mirtl, und diese, schon lange über die Freundschaft der beiden aufgebracht, fand jetzt die beste Gelegenheit, ihrem Herzen Luft zu machen. „Erwart’st wieder, daß er dir was mitbringt?“ sagte sie in beißendem Tone. „Alles hat sein Maß und sein Ziel und i mein’, du könnt’st auch amal g’nuag hab’n und di nöt in alle Ewigkeit für denselbigen Deanst bezahl’n lass’n, um den di so koa’ Mensch ersucht hat.“

Waberl hatte auf diese verletzenden Worte nichts zu erwidern. Schamröte bedeckte ihr Gesicht bei dem Gedanken, daß es möglich sei, ihr so niedrige Gesinnungen zuzumuten und daß gar Sepp die Ansicht seiner Mutter teilen und sie so unendlich falsch beurteilen könne. Das preßte ihr heiße Thränen aus und traurig, wie sie noch nie gewesen, kam sie nach Hause. Sie erzählte der Großmutter den Vorfall und die Alte säumte nun nicht länger, dem Mädchen angemessene Vorstellungen zu machen, sie zu erinnern, daß sie bald sechszehn Jahre alt, also kein Kind mehr sei und deshalb vieles und auch der allzu ungezwungene Verkehr mit Sepp aufhören müsse.

Waberl hatte die Alte nicht sogleich verstanden, aber sie überdachte und überlegte und allmählich ward es ihr klar, was ihre Großmutter meinte.

„I bin koa’ Kind mehr,“ sagte sie sich selber und mit diesem Bewußtsein trieb die erste keimende Knospe der Jungfräulichkeit empör in ihrem Herzen.

Sie erwartete ferner Sepp nicht mehr am Teufelsfelsen, so schwer es ihr auch ankam, und als sie ihn eines Tages auf ihr Häuschen zugehen sah, eilte sie ihm nicht, wie gewöhnlich, entgegen; eine Röte überflog ihr Gesicht. Sie besah sich schnell im kleinen Spiegel, ob ihr Anzug in Ordnung, und als der junge Mann in die Stube trat, kam sie zum ersten Male in ihrem Leben in Verlegenheit.

„Blitz noch a Mal!“ rief Sepp unter der Thür, als er des Mädchens ansichtig geworden. „Jetzt woäß i nimmer, därf i sag’n „Grüaß die Gott, Waberl!“ oder muaß i „Guat’n Abend, Jungfer Babett sag’n.“

Das heitere und kindliche Naturell siegte bei dieser Frage über das noch unklare etwas, was sich über ihr ganzes Wesen ausgebreitet hatte. Sie lachte laut auf, eilte dem Sepp entgegen und rief: „Grüaß die Gott, Waberl! sollst sagen und i sag: Grüaß di Gott aa! – Warst g’sund? Warum bist so lang ausblieb’n? Konnt mir gar nit denka, was ’s is.“

Sepp gab ihr befriedigende Auskunft und ein kleines Paketchen aus der Tasche nehmend, sagte er: „Sollst nöt glaub’n, daß i di in der Fremd vergessen hon. Hon dir was mit’bracht von Frankfurt, a kloane Nähstulle, damit d’ zu dein’ schön’ Arbeiten aa r an’ schön’ Handwerkzeug hast.“

Waberl, die sonst immer freudig solche Geschenke von Sepp entgegennahm, kam jetzt aufs neue in Verlegenheit. Schweigend blickte sie zu Boden.

„No’,“ sagte Sepp, ihr das Körbchen hinreichend. „Du nimmst’s am End’ gar nöt an?“

„Ach Sepp,“ entgegnete stotternd das Mädchen, „i dank dir recht schön – aber, aber b’halt’s lieber.“

„Was?“ rief der junge Mann überrascht. „Ja, was soll denn das hoäß’n?“

„Du hast mir jetzt schon so viel geb’n, Sepp,“ entgegnete Waberl, „und da kommt’s am End gar ’raus, oder man könnt’s glauben –“

„Deandl, was könnt man glaub’n?“

„No’, als i’s nöt anders erwarten thät und am End gar beanspruchet für – du woäßt schon, was i sag’n will!“

„Ja, Deandl, wer hat dir denn den Ditschi Datschi (das dumme Zeug) in ’n Kopf g’setzt?“ rief der Fuhrmann ärgerlich. „Is das in dein’n Kopf entstanden?“

Waberl schwieg und schlug die Augen nieder. Nicht um alles in der Welt hätte sie dem Sepp die Roheiten mitteilen können, welche sie von seiner Mutter zu erdulden gehabt.

„Deandl,“ sagte jetzt Sepp, „wenn du mir mit dene Faxen nöt aufhörst, so verschmacht’s mi. Sei halt so guat und nimm dös Kastl, damit i’s nöt umsonst hertrag’n hon, für dösmal no’ an, und für die andern Mal versprech i dir, daß i dir nix mehr mitbring.“

„Dann, Sepp, nimm i’s für dös Mal no’!“ sagte das Mädchen.

Die Unterhaltung beider bewegte sich nicht mehr in so herzlicher und ungezwungener Weise, wie sonst immer. Sepp ärgerte sich sichtlich darüber und konnte nicht umhin, beim Abschiede seinem Herzen Luft zu machen, indem er sagte: „Waberl, es bleibt dabei, du kriegst nix mehr von mir mitbracht, so viel’s mi aa immer g’freut hat. Wenn du solche abg’schmackte Faxen bei der Pauline drinnen lernst, so wär’s besser, du bleibest dahoam, damit d’ nöt so g’spreizt wärest. Mi aber hast g’sehgn, wenn du’s nächste Mal wieder so sein thuast. B’hüat die Gott – oder wenn du’s anders haben willst: B’fehl mich Ihnen, Fräulein Babett!“

Der junge Mann ging. Waberl aber verbarg ihr Gesicht in der Schürze. Sepp hatte sie ausgezankt; das schmerzte sie tief. Aber sie hatte es verdient. Sie verwünschte ihr Benehmen. Warum war sie gegen ihn, nicht wir früher – warum konnte sie’s nicht sein? – Armes Mädchen, warum kann die Blüte nicht mehr zur Knospe, die Knospe nicht mehr zum Keime werden? Du wirst nie wieder das werden können, was du gewesen! Verwünsche sie nicht, die Poesie deiner Jungfräulichkeit! Ist sie auch dem rohen Begriffe des ungebildeten Mannes ein Rätsel: Dir sei sie klarer und heiliger als alles; sie ist des Mädchens einzig wahrer Zauber, des Weibes einzig blütentreibender Frühling.

## IX.

Die Lerchen flogen in schwindelnden Höhen durch die Luft und jubilierten die Reveille für die schlafende Natur. Als bald fing es an, sich überall zu regen. Die Bäume und Stauden, die Blumenstengel und Gräser guckten mit tausend noch halb verschlossenen Augen heraus und fragten nach der Zeit.

Zum Morgengruße von den warmen Strahlen der Frühlingssonne, wie von den Lippen einer liebenden Mutter geküßt, öffneten sich mit einem Male fröhlich diese tausend Augen und sahen selig hinaus in die schöne, weite Welt, wo der Himmel mit freundlichem Blau und die Sonne mit goldenen Strahlen die jungen Knospen begrüßten. Zum Gegengruße kamen dann unzählige Blättchen hervor und winkten mit ihren grünen Händchen hinauf zum leuchtenden Gestirne, ähnlich den Aermchen des Kindes, die sich sehnsüchtig ausstreckten nach der liebenden Mutter. Und die Blättchen weckten die Blütenkeime und erzählten diesen, wie schön es da außen sei im freundlichen Lichte. Da kamen hervor die lachenden Blüten und saugten mit schmachtendem Verlangen die wohlthuenden Strahlen der Sonne ein, und aufgelöst in lauter Liebe ward ihre Sehnsucht nicht eher gestillt, als bis diese Strahlen hineingedrungen waren in das offene Herz, das sich hingebend erschlossen zum seligsten Genuße.

Wenn dann die holden bunten Blüten sich ausgebreitet haben über Staude und Baum, über Wiese und Feld, und alles geschmückt ist mit reizenden Werken der Schöpfung, dann hält der goldlockige Mai seinen festlichen Einzug und alles jubelt mit freudig bewegten Herzen ihm entgegen.

„Der Mai ist da!“ sangen die Vögelein schon in aller Frühe und flatterten auf den Bäumen freudig hin und her, die in Waberls Gärtchen standen. Weiße und rote Blüten hatten sich ausgebreitet über diese Bäume, als hätten sie ein neues Festtagskleid angelegt, um dem schönen Mai zu huldigen, und in lieblich reizender Scham standen sie da, sich ihres Frühlings erfreuend. Sie grüßten ihre junge Freundin, so oft sie nach ihnen blickte und strömten ihren reizenden Duft in ihre Nähe.

Waberl blickte diesmal öfter und länger nach all den Blüten, denn jemals früher. Ihr kam ja alles so ganz anders vor! Die Blüten waren so schön, wie niemals sonst; ihr Duft war nie so lieblich, die Frühlingssonne war nie so warm, der Himmel nie so blau, die ganze Welt noch nie so schön gewesen, wie jetzt! Aber auch Waberl war noch nie so schön, wie eben jetzt. In ihren großen, dunklen Augen lag jenes unbeschreibliche Etwas, das wir so gern erfassen möchten, das so wunderbar hineindringt in die Tiefe unseres Herzens. Das Wort Unschuld mag diesem Etwas am nächsten kommen, aber nicht in jedem unschuldvollen Auge glänzt jener wunderbare Himmelsstrahl. Ueppiges, kastanienbraunes Haar faßte ihr schönes Gesicht ein, dessen freundliche Züge von liebebreizendem Ausdruck waren. Ihr Körper war ein prächtiger Bau der Schöpfung und ihre Seele war schön und gut.

„Der Mai ist da!“ sangen die Vögelein immer lauter und flogen nahe ans Fenster, um das Mädchen aufzusingen von ihrem friedlichen Schlummer.

Waberl folgte endlich dem Rufen und das erste, worauf ihr Blick fiel, als sie durch das kleine geöffnete Fenster ihr Morgengebet beten wollte, war ein wunderschöner Maibaum, der mitten im Gärtchen stand, mit Kränzen und Bändern reich geziert.

„Ahn! mir is a Maibaum g'setzt worn!“ rief sie jubelnd aus, und kaum nahm sie sich die gehörige Zeit zum Ankleiden, um hinauszueilen und in der Nähe den prächtig geputzten Baum zu betrachten. Das war eine Freude! Es war der erste Maibaum, den sie erhalten, und gern hätte sie voller Lust wie ein Kind um denselben herumspringen mögen. Jedes Mädchen findet eine große Auszeichnung darin, wenn am Morgen des ersten Mai ein solcher Baum vor seinem Hause hingepflanzt ist, wodurch der Bua seinem Deandl eine öffentliche Auszeichnung zu teil werden läßt.

„Von wem kann er nur sein?“ fragte sich Waberl; aber die Frage beantwortete ihr Herz schon beim ersten Worte. Er hatte sich zwar seit jenem unfreundlichen Abschiede nicht mehr sehen lassen, aber Waberl wußte, daß er seit zwei Tagen wieder von seiner Fahrt zurückgekehrt war, und wer sollte ihr denn sonst einen Maibaum setzen, als ihr einziger – ihr Jugendfreund Sepp?“

Als sie am Nachmittage sinnend vor den blühenden Bäumen und dem Maibaume stand, hörte sie hinter sich den freundlichen und langentbehrten Gruß des Mirtl-Sepp. Freudig wandte sie sich um und bewillkommte den jungen Mann mit aller Herzlichkeit. – Sepp sah das Mädchen eine Weile schweigend an. Er fühlte, daß dies nicht mehr das Waberl von früher sei, und es regte sich in ihm ein gewisser Respekt, dessen er sich nicht erwehren konnte. Er erinnerte sich jetzt mit um so größerem Mißvergnügen an seinen letzten Abschied, und dem Mädchen in die großen schönen Augen blickend, sagte er: „Tragst mir's nach, Waberl, daß i's letzte Mal mit dir so abscheuli war? I komm halt dieweil in die Fuhrmannsmanieren, aber es reut mi immer gleich, und Waberl, gelt, du bist mir nöt bösl!“

„Wüßt' nöt, warum i dir bösl sein sollt, Sepp. Und wär i's gwen, du hätt'st es verstanden, mi wieder guat z' machen mit dem prachtvollen Maibaum.“

Sepp stellte zwar in Abrede, daß er von ihm sei, aber das Mädchen war fest davon überzeugt.

„Is dei' Ahnl im Haus drin?“ fragte jetzt Sepp.

„Sie is gar nöt z' Haus. Um Mittag is ihr gaachs eing'fall'n, sie müßt nach Neumarkt und da is's denn eini, ohne mi mitz'nehmen.“

„Is's eini ganga?“

„Freili. D' Ahnl is 75 Jahr alt, aber sie marschirt mit Leichtigkeit drei oder vier Stunden. Hoamwärts wird 's aber wohl a Fuhrwerk nehmen.“

„Warum hat's di denn nöt mitg'nommen?“ fragte Sepp.

„Kann mir's scho' denken, warum,“ erwiderte Waberl. „D' Ahnl möcht mir zu mein' Geburtstag, der in vier Wochen am 1. Juni is, an' Ueberraschung macha und da wird sie sie alloa' mit der Fräul'n Pauline besprech'n woll'n. D' Ahnl is ja so guat, und um ihr die Freud'

nöt zu verderb'n, hab i's nöt weiter bitt, mit z' dürfen. Aber setz di nieder, Sepp, und erzähl mir, wie's dir ganga hat auf deiner letzten Fahrt.“

Beide setzten sich nun auf eine Bank, die nebst einem Tischchen unter dem breitästigen, blütenstrotzenden Apfelbaum angebracht war.

„Du hast das rechte Wort errat'n,“ sagte Sepp. „Es war mei' letzte Fahrt.“

„Is was passiert?“ rief Waberl erschrocken.

„Das just nöt,“ entgegnete Sepp, „aber es sind jetzt andere Zeiten kommen, wo fürs Fuhrwerk nix mehr rausschaut. Die Eisenbahnen, die jetzt überall baut wern, liefern die Frachten schneller und billiger als wir, und da heißt's bei uns: Ausg'spannt und z' Haus blieb'n!“

„Was fangst aber dann mit deinen Rossen an?“

„Die Ross' verkauf i bis auf zwoa, die i zu meiner Oekonomie und zum Schrannenfahrn brauch'; so mach i's aa mit den Wäg'n, und d' Knecht müssen halt an' andern Platz such'n.“

„Aber den alten Zwetschgerl b'haltst do'?“ rief Waberl.

„Der hat si scho' an' andern Platz g'suacht und is gar nöt mehr mit mir z'rückkemma,“ entgegnete Sepp.

„Wie soll i dös versteh'n?“ fragte Waberl.

„Er is g'storb'n schon vor vier Wochen und liegt in München begrab'n. I hon eam alle Ehr erweis'n lass'n, die er verdeant hat.“

„Der arme Zwetschgerl!“ rief Waberl mit Bedauern aus.

„Er hat treu ausg'halt'n bis zur letzt'n Fahrt,“ fuhr Sepp fort. „Sei' Tod is mir recht z' Herzen ganga. Wir san weit miteinander 'rumkemma in der Welt. Er hat weni Ruah g'habt in Leben.“

„Der Herr gieb eam jetzt die ewi Ruah,“ betete Waberl.

„Amen!“ sagte der junge Mann.

Es folgte hierauf eine kleine Pause. Sie ward dem Andenken eines braven, treuen Dieners geweiht.

Die Hinterlassenschaft des Alten nebst einem Geschenke von Sepp hatte dieser heute der Familie des Holzpitzlers in Großaigen zugestellt, die sich inzwischen wieder um einen Kopf vermehrt hatte. Aber das Geschäft ging jetzt gut, der Mann war fleißig im Schnitzeln und wenn man auch nicht gerade sagen konnte, daß er ein Feind des Bieres geworden, so hatte er doch seinen Bedarf auf vernünftige Weise geregelt. Vorkommende Ausnahmen wurden als solche angesehen und respektiert.

„Was fangst aber jetzt du an?“ fragte nach einer Weile Waberl den jungen Mann.

„Mei' Muatta hat mir das G'schäft übergeb'n,“ sagte dieser. „Und – sie will, i soll heiraten.“

Waberl errötete unwillkürlich und blickte schweigend zu Boden.

„A vermöglich's Deandl, will mei' Muatta, soll i ins Haus bringa, und,“ setzte Sepp traurig hinzu, „so wird's aa wohl sei' müassen, wenn i nöt übers Jahr Haus und Hof verlier'n soll.“

„Was?“ rief teilnahmsvoll das Mädchen. „Du von Haus und Hof? Wie sollt das kemma? Dei' Haus is ja oans der wohlhabendsten im Stadtl.“

„Ma' glaubt's,“ entgegnete Sepp, „aber es hat an' Haken. I will dir's anvertrau'n, Waberl. Wir san ja guate Freund und bei dir is jed's G'heimnis sicher. – Mei' braver Vater seli hat uns das Haus mit einer großen Schuld hinterlass'n. 's nächste Jahr muaß i die Schuld einlös'n, oder von Haus und Hof zieh'n. Mei' Vater hat wohl gmoant, wir könnten das Geld bis dahin zusammensparn, aber die Zeiten hab'n si, wie g'sagt, g'ändert. I hon mi sechs Jahr lang fast Tag und Nacht plagt und fürs G'schäft g'sorgt, aber die Ersparnis san kloa'. Wohl könnten's mehr sein, wenn mei' Muatta den Schleichhandel hätt' aufgeb'n, denn was's einmal dabei gwonna, hat's durch die Schwindler und Unterhandler an' anders Mal wieder verlorn. Unter solchen Umständen hon i's G'schäft gestern an meinem vierundzwanzigsten Geburtstag übernomma. Du siehst, Waberl, daß die Sach nöt am besten b'stellt is.“



„Aber Sepp,“ sagte hierauf Waberl, die sich durch das Vertrauen des Mannes geschmeichelt fühlte: „Wird’s wohl ebba übers Herz bringa könnn, dir Haus und Hof z’ nehma? Wenn d’ eam an’ Teil der Schuld heimzahlst, wird er wohl wartn, bis er’s andere kriegt, wenn d’ eam zum Herzen red’st.“

„Dös glaub i kaum, Deandl. Und in den Dingen spricht ma umasunst zum Herz’n. Zudem kenn i mein’ Gläubiger no’ gar nöt.“

„Du kennst ’n gar nöt? Du weißt gar nöt, wer was von dir z’ fordern hat?“

„Was liegt dran,“ entgegnete Sepp traurig. „Der andre weiß’s desto besser, von wem er z’ fordern hat.“

„Und glaubst gar nöt, daß dir z’ helfen wär?“

„Wenn i heiraten wollt, ja,“ entgegnete Sepp; „aber nur Geldes halber a Frau nehma, um mit ihrem Vermögen meine Schulden zu zahln, das wär nöt ehrlig und i müßt mi schaamen vor mein’ eignen G’wissen.“

Im Kopfe Waberls tauchte jetzt eben ein Gedanke auf und sie rief vergnügt: „Sepp, woäßt was? I verschaff dir das Geld!“

„Du?“ fragte Sepp lächelnd.

„Ja, i! I kann an’ Schatz heb’n, wenn siebzehn Jahr alt bin, und dann helf’ i dir.“

„Kommst schon wieder in deine Märle?“ entgegnete Sepp, über die naive Versicherung des Mädchens wieder heiter gestimmt.

„Na’, Sepp, es is koa’ Märle, was i dir erzähl’n werd. Mei’ Ahnl hat mir’s am Sterbebett meiner Muatta erzählt, wie i no’ a ganz kloans Deandl war und hat mir dasselbe Märle während meiner Krankheit in Neumarkt wiederholt, und wenn alle anderen G’schichten an mir vorüber san, die Erzählung von dem Schatz is mir im Herzen blieb’n und mir is’s, als müäßt’s wahr sein, wenn’s aa wie r a Märle klingt.“

„Denseln Tag, wie d’ Nachricht kemma is, daß mei’ Vater in Welschland verunglückt, da is d’ Ahnl nachts am Bett g’sess’n, wo i g’schlafen hon, und war in großer Trauer um mi und um mei’ Zukunft. und wie’s so hin- und herdenkt hat, is auf einmal d’ Thür aufgangen und is a wunderschöns Maderle in an’ golden Kleidle mit schneeweißen Flügel’n in d’ Stubn kemma. Dös hat d’ Ahnl recht liabli grüäßt und zu ihr g’sagt, es sei mei’ Schutzengerle, da mi nöt verlassen wird, so lang i leb und hat nacha der Ahnl a goldens Schlüsserle geb’n mit dem Auftrag: „Dös Schlüsserle gib dem Waberle an sein siebzehnten Geburtstag. Is’s brav und fromm bis dahin gwen, so wird’s damit a Kastl aufsperrn, dös an’ großen Schatz enthält, und der Tag wird der schönste in Waberls Leben wern.“ ’s Schutzengerle ist dann wieder furt, aber das Schlüsserle hat’s dalass’n und mei’ Ahnl tragt’s in an’ Amulett an ihrem Hals Jahr aus Jahr ein. Mei’ Muatta seli hat noch den Anhang g’macht: „I werd’ schön und reich wern, a Ritter wird si mit mir verlob’n und mi heiraten. Wenn aa das letzte weder eintroffen is, noch einz’treffen braucht, so hat’s mit ’n Schlüsserle sei’ Richtigkeit.“

„Hast du’s schon amal g’sehn?“ fragte jetzt Sepp lächelnd.

„Ja, in Neumarkt, als i no’ halb im Fieber g’leg’n bin und d’ Ahnl wahrscheinli g’hofft hat, i vergeß’s wieder. Später freili hat ’s mir das eine und andere abg’leugn’t, aber um so tiefer hon i mir alles einprägt. Dös Märle klingt mir oft in den Ohren, weil i gar zu gern den Schluß davon wissen möcht.“

„Den will i dir sag’n, Waberle,“ sagte der Mann. „Wenn du bis zu dein siebzehnten Geburtstag brav und fromm warst, so tragst du an’ Schatz in dir, der mehr wert ist, als alles Gold. Und so is’s aa!“

„Dös glaub i, Sepp,“ entgegnete Waberle, „aber mit dem Kastl hat’s do’ sei’ Bewandtnis. Es liegt nämli a solch’s für mi im Pfarramt drenten und es soll a Testament von mein’ Vater enthaltn, dös an mein’ siebzehnten Geburtstag eröffnet wird. D’ Ahnl hat mir das erst vor kurzem g’sagt, damit i, wenn’s einmal gahen Todes sterben sollt’, wüßt’, wie i dran wär. – Und Sepp, werd’ i aa zu kein’ großen Reichtum glanga: was i krieg, kannst nachher du hab’n.“

„I dank dir, Waberl, für dein' guten Willn,“ entgegnete Sepp. „I will das Jahr, das i no' vor mir hab, benutzen. Es ist mir a Waldung am Hohenbogen zum Kauf antrag'n worn und i werd's nehmen. 's Holz steigt von Jahr zu Jahr im Preis und will's Glück, kann i die Waldung mit Vorteil wieder verkaufen. Und will's Gott, daß i über's Jahr am 1. Juni ruiniert bin, so muß i mi halt in mein Schicksal füg'n!“

„Am 1. Juni ist der verhängnisvolle Tag?“ fragte Waberl überrascht.

„Ja,“ antwortete traurig Sepp.

„Sepp, das ist doch sonderbar. An demselb'n Tag werd' i siebzehn Jahr alt, und der Tag, der mir als der schönste von mein Leben prophezeit is, sollt' für di der unglücklichst sein? – Sepp, es wird g'wiß nöt so wern, wie du fürchtest.“

„Gott geb's!“ entgegnete seufzend der junge Mann, den Waberl heut zum ersten Male traurig sah. Aber es währte nicht lange. Die beiden jungen Leute sprachen noch über dies und das; Sepp wurde nach und nach wieder heiter und mußte schließlich, auf Bitten des Mädchens, die Mundharmonika hervorholen und ihr etwas darauf vorspielen. Waren die Stückchen auch anfangs noch etwas traurig, bald wechselten sie mit heiteren, und unwillkürlich blies er den flottesten Ländler herab, daß sich Waberl nicht enthalten konnte, um den schönen Maibaum herumzutanzten. Sie wurde so fröhlich, daß Sepp alles andere darüber vergaß und mit Freuden dieses junge, schöne Mädchen in ihrem unschuldigen Vergnügen betrachtete.

„He, he!“ rief jetzt die alte Nandl, welche, von beiden unbemerkt, in das Gärtchen getreten war. „Waberl, was treibst denn? Das is ja aus der Weis'!“

„Ahn! Ahn!“ rief das Mädchen, still stehend und mit vor Aufregung glühendem Gesichte. „Der Sepp spielt so wunderschön, daß i nimmer anders können hon – i hon tanzen müass'n, und heut ist ja der 1. Mai! – Aber wie is's dir 'gangen, Ahn! Bist guat wiederkemma?“

„I bin von Neumarkt 'raus'fah'n und wer moanst, is noch mitkemma?“ fragte lächelnd die Alte.

„Fräulein Pauline!“ rief erfreut das Mädchen, dem soeben in das Gärtchen tretenden Fräulein entgegeneilend.

Pauline war nicht allein, eine junge Dame begleitete sie.

„Waberl,“ rief jene, „dein Wunsch, in die Welt hinauszukommen, ist erfüllt. Mein Bäschen Sophie hier will dich mit nach München nehmen. Du kommst zu einer hochgestellten Familie, welche ein Mädchen mit solchen Eigenschaften sich wünscht, wie du sie besitzt.“

„Is's mögli?“ rief Waberl erfreut. „I soll nach München kemma? Und schon bald?“

„Gleich nach meiner Trauung – also in längstens neun Tagen,“ entgegnete Pauline.

„Nach Ihrer Trauung?“ fragte Waberl überrascht. „San Sie Braut, Fräulein Pauline?“

„Seit acht Tagen,“ entgegnete die Gefragte. „Ein braver Mann hat um meine Hand angehalten und ich gab sie ihm.“

„Ach, wenn 's do' recht glückli wereten!“ rief Waberl, sie bei der Hand nehmend.

„Ich hoffe es, mein Kind!“ entgegnete Pauline.

„Wer ist Ihna Bräutigam?“ fragte Waberl.

„Ein Gutsbesitzer an der Donau. Ich sah ihn vor acht Tagen zum ersten Male. Er kam mir offen entgegen und das gefiel mir; außerdem sind alle Vorbedingungen zu einer voraussichtlich glücklichen Ehe vorhanden. Doch Mädchen – du mußst mir acht Tage fleißig arbeiten helfen.“

„Wie gern!“ rief Waberl.

„Und dann, wie gesagt, nimmst dich Sophie mit nach München,“ ergänzte Pauline.

„Wollen's mi denn mitnehmen?“ fragte Waberl jetzt die fremde Dame, welche mit sichtlichem Vergnügen das junge, lebensfrohe Mädchen betrachtete.

„Recht gern,“ entgegnete die Fremde, Waberl die Hand reichend. „Pauline hat mir so viel Gutes von Ihnen erzählt, daß ich mich freue, für Sie etwas thun zu können. Wollen Sie mit?“

„O, g'wiß! Es war ja von jeher mei' höchster Wunsch, einmal in d' Welt naus uns besonders nach München z' kemma! Ach, Ahnl, dö Freud'!“

Als sich Waberl mit diesem Freudenrufe nach der Alten wandte, bemerkte sie in deren Augen große Thränen. Die Heiterkeit des Mädchens war bei diesem Anblick plötzlich gewichen.

„Ja, mei' Ahnl,“ sagte sie auf diese zueilend, – „hon gar nöt dran denkt, daß i mi von dir trennen muß, wenn i fortgeh! Und di alloa lassen, – na', dös kann i net – Ahnl, i bleib bei dir!“

„Waberl,“ sagte die Alte gefaßt, „sei um mi außer Sorg; es handelt si um dei' Glück und alles andere is jetzt Nebensach! Es is Zeit, daß d' fortkommst. Du hast jetzt das schönst' Alter und ein Jahr in der Fremd und no' dazua in a so hoh's Haus, wohin di das gnädi Fräul'n bringa wird, das bringt dir Nutzen fürs ganze Leben.“

„Wenn du aber alloa' bist, Ahnl – und dir was passiert?“

„Sie wird nicht allein sein,“ fiel Pauline ein. „Das böhmische Mädchen, dessen Stelle du schon einmal vertreten, wird während deiner Abwesenheit deinen Platz einnehmen. Es ist ein braves Mädchen geworden, das mit aufrichtiger Dankbarkeit an deiner Großmutter hängt und sie wie eine Tochter pflegen wird. Sollte der Ahnl etwas begegnen, so wird sie dir's gleich wissen und dich zurückkommen lassen.“

Man besprach nun das weitere, und Waberl war schließlich einverstanden, dem Wunsche der Großmutter und Paulinens zu entsprechen. Der junge Mirtl, welcher mit einem ziemlich verdrießlichen Gesichte teilweise dem Gespräche gefolgt war und sich hier überflüssig glaubte, hatte sich etwas abseits gedrückt und war gerade im Begriffe, sich unbemerkt zu entfernen, als er von Pauline, die seine Absicht erkannte, zurückgerufen wurde.

„Nicht durchgebrannt, Sepp!“ rief sie. „Sie blasen so hübsch die Harmonika, daß wir auch davon profitieren wollen, und wenn uns die gute Nandl Milch und Butterbrot vorgesetzt hat, werden Sie gewiß so artig sein, uns mit einer Tafelmusik zu erfreuen.“

„Herrlich, herrlich!“ rief die junge Münchnerin. „Ein ländliches Mahl mit Harmonikabegleitung!“

Sepp zierte sich nicht lange und erklärte sich mit Freuden bereit, dem Wunsche der Damen nachzukommen.

Als bald saß man an dem Tischchen unter dem blühenden Apfelbaume und erquickte sich an Butter, Honig und Milch, welche Waberl und die Großmutter recht einladend vorgesetzt hatten. Paulinens Bäschen war überselig. Die schöne Lage des Dörfchens, der herrliche Maitag, die blühenden Bäume und das ländliche Mahl hatten für die Städterin einen unsagbaren Reiz.

Sophie war ein frisches, junges Blut, mit einem lieblichen Gesichte und glücklichem Humor, der in Paulinens Verwandtschaft charakteristisch zu sein schien. Sie mochte etwas älter sein als Waberl und beide Mädchen waren schon in der ersten Stunde ihres Bekanntwerdens für einander eingenommen. Der schöne Maibaum in Mitte des Gärtchens gefiel der Fremden besonders und sie konnte nicht umhin auszurufen: „So ein Maibaum wäre mir lieber als das schönste Buch voll schmachtender Lieder!“

Waberl sagte sich im stillen, daß er auch sie nicht verdrieße, und strich dem Sepp ein tüchtiges Stück Brot mit Butter und Honig, welches dieser vergnügt verzehrte, um dann mit erneuten Kräften die Harmonika zu blasen. Die jungen Mädchen benützten die Gelegenheit, um einen Tanz um den Maibaum zu machen.

Pauline lachte, wie nur eine glückliche Braut lachen kann, die in acht Tagen Hochzeit hält, und die alte Nandl vergaß über der Lust der Jungen die baldige Trennung von ihrer Enkelin, die sie selbst in ihrer mütterlichen Sorgfalt so bald herbeigeführt hatte. Der Maibaum, der ihr Mädchen so kindlich erfreute, hatte im Kopfe der Alten allerlei Gedanken hervorgerufen. Dieser Maibaum sagte ihr, daß die Neigung des jungen Mirtl zu Waberl allmählich anfangen, einen ernsten Charakter anzunehmen. Sie bemerkte dies gerade nicht ungern, denn es war

schon seit Jahren ihr Lieblingswunsch, daß die beiden, welche das Schicksal bereits in mehrfacher Weise nahe gebracht, mit der Zeit ein Pärchen würden, aber noch war es für das sechzehnjährige Mädchen zu früh, die Jugendfreundschaft zu Sepp in ein anderes Stadium treten zu lassen. Deshalb sollte das Mädchen auf ein Jahr fort. Sie sollte in andere Verhältnisse eintreten und nach den Einwirkungen des Lebens sich und andere zu beurteilen befähigt sehen; sie sollte die Schule des Lebens besuchen, die einzige, welche den Menschen zur wahren Erkenntnis bringt und zum Prüfstein seiner Tugenden wird. Kam es der Alten auch schwer an, sich von ihrem Liebsten zu trennen, wo es dessen Glück galt, war ihr das schwerste Opfer leicht. Bewährte sich andererseits die Neigung Sepps zu Waberl auch während dieser kurzen Zeit der Trennung, so war dies ein Beweis von der Lauterkeit seiner Gesinnungen. Das zu bezwecken, war heute die Alte nach Neumarkt zu Pauline gewandert, deren gerade auf Besuch anwesendes Bäschen aus München die beste Gelegenheit bot, die Sache sofort in Ausführung zu bringen.

Es fing schon zu dämmern, als es die beiden Damen an der Zeit fanden, das improvisierte Maifest zu beenden, und sich von der Alten verabschiedeten. Waberl begleitete sie bis in den Marktflecken hinüber, wo der Wagen zur Rückfahrt nach Neumarkt bereit stand. Sepp blieb, nachdem ihm die Damen und Waberl herzlich gedankt, noch eine Weile bei der Großmutter. Es lag ihm etwas auf dem Herzen, was er gern ausgesprochen hätte, aber nicht wußte, wie damit zu beginnen.

Die Alte bemerkte dies wohl, war aber froh, daß unausgesprochen blieb, was im Innern des jungen Mannes vor sich ging. Als er ihr die Hand reichte, gewahrte sie, daß sein Auge feucht und sein Inneres bewegt war. Langsamem Schrittes schlug er den Weg nach seinem Städtchen ein. Es hatte ihn eine tiefe Wehmut befallen. Nicht der zu befürchtende Verlust von Haus und Hof, ein anderer Verlust beängstigte ihn und machte sein Herz zum ersten Male erbeben.

Waberl brachte die nächsten acht Tage fast nur in Neumarkt zu, um Paulinens Aussteuer vollenden zu helfen. Arbeitete Waberl fleißig an dieser, so wirkte Pauline hinwieder auf des Mädchens Geist und Gemüt und brachte ihm in ungesuchter Weise Grundsätze für das Leben bei, die sich tief hineinschrieben, in das für alles Gute empfängliche Herz.

„Zeige dich, wie du bist!“ sagte sie. „Zwar wenige werden dich verstehen, weil dich die meisten nicht so nehmen, wie du dich zeigst; aber was liegt daran. Es ist das Erbärmliche in der Welt, daß die meisten Menschen anders handeln, als sie denken, und alles von sich selbst abnehmend, aus ihrer Kleinlichkeit sich nicht hinauszudenken vermögen in die einfache und natürliche Größe eines anderen, dessen Vernunft klar und dessen Herz stark ist.“

„Lasse dir das Wissen in betreff der Tugend nicht genügen, du mußt sie besitzen und sie üben, um glücklich zu werden. Eigne dir die Willenskraft an, der Vernunft in allen Dingen die Oberherrschaft und alle Leidenschaften unter ihrer Kontrolle stehen zu lassen.“

„Sei fleißig, fromm – hab’ frohen Mut – dann geht es dir zeitlebens gut!“

So schloß Pauline jedesmal ihre Ermahnungen, die sie aus ihrem eigenen Herzen schöpfte. Am festgesetzten Tage reichte sie ihre Hand dem Verlobten und dieser empfing damit ein beneidenswertes Glück.

Gleich nach der Trauung reiste das junge Ehepaar ab in Paulinens künftige Heimat. Waberl fiel der Abschied von ihr unendlich schwer. Ihr verdankte sie ja so viel!

„Wie kann ich Ihnen jemals vergelten,“ fragte sie.

„Daß du deinem Herzen treu bleibst, so wie es jetzt ist; dann lebe ich ja auch darin und in der Ferne wird es mir wohl thun, zu wissen, daß jemand mit aufrichtiger, schwesterlicher Liebe meiner gedenkt.“

Wenige Tage nach Paulinens Abreise reiste Waberl mit deren Bäschen nach München ab. So sehr sie auch anfangs über die Reise entzückt war, so schmerzlich wurde ihr jetzt die Trennung von ihrer Großmutter. Sie legte die Teure dem böhmischen Mädchen, das seinen Dienst angetreten, ans Herz und ließ sie schwören, daß es sogleich schreibe, wenn der Alten etwas zustoßen würde.

Gesegnet von der alten Großmutter fuhr sie dann ab. Aber noch ein schwerer Moment des Abschiedes erwartete Waberl in Furth, wo sie, an Sepps Haus vorüberfahrend, ihrem treuen Jugendfreunde Lebewohl sagte.

„Bleib mir guat, Waberl,“ sagte Sepp, „i werd’ di niemals vergessen – und komm g’sund wieder übers Jahr!“

Der Wagen fuhr weiter. Waberl hielt ihr Tuch vor die Augen und weinte.

„Ach,“ seufzte sie, „i wollt’, dös Jahr wär schon vorüber!“

## X.

Waberls siebzehnter Geburtstag war herangekommen. Die Wochen und Monate waren ihr überaus schnell entschwunden – der frohe Sinn des Mädchens, welcher durch nichts getrübt wurde, hatte ihnen ja Flügel verliehen, auf denen sie sanft hinüberschwebten in das Reich der Vergangenheit. Aber nicht spurlos waren sie dahingeeilt diese Wochen und Monate, hatten sie doch gewetteifert, das junge Mädchen zu beschenken mit den köstlichen Reizen der Jugend und hatten gebaut und geschmückt an ihrem Körper, bis sie dastand, schön und lieblich wie ein Morgen im schönen Mai.

Waberls glücklicher Humor war derselbe geblieben, wie früher. Wodurch hätte er auch gestört werden sollen? Im Hause des Staatsrates, wo Waberl Aufnahme gefunden, war sie bald der Liebling von jung und alt. Während der langen Winterabende ergötzte sie oft die ganze Familie durch Erzählungen ihrer heimatlichen Sagen und Märchen und alles freute sich über die schöne Waldlerin. Was die Arbeit anbelangte, war sie zu allem geschickt zu verwenden und die Frau Staatsrat war mit ihr so zufrieden, daß sie ihr zu Weihnachten eine silberne Halskette und ein silbernes Riegelhäubchen zum Geschenke machte.

Ihre freien Sonntags-Nachmittage brachte Waberl meistens im Hause von Sophiens Eltern zu, wo sie immer gut Nachrichten über Pauline erfuhr. Kein Tag verging, wo sie nicht dankbar ihrer liebewürdigen Gönnerin gedachte, und der Gedanke an sie hatte etwas Erhebendes. Wie ein Gebet aber erfüllte sie die Erinnerung an ihre Großmutter, von der ihr das Neugedeiner Mädchen glücklicherweise immer das Erfreulichste mitteilte. Und noch jemand teilte sich in dieses schöne Herz und nahm nicht den schlechteren Teil davon in Anspruch: der Mirtl-Sepp, welches sie jedesmal recht schön grüßen ließ, so oft von der Ahnl Nachricht kam.

Der junge Mann hatte seit Waberls Abwesenheit vieles ausgestanden. Seine Mutter war nach mehrmonatlicher Krankheit gestorben.

Hatte Waberl auch gerade keine Ursache, diese Frau zu lieben, so war sie doch von der Nachricht ihres Todes aufs tiefste ergriffen. Sie war ja die Mutter des Sepp, dessen sie stets wie eines Bruders – wie eines recht lieben Bruders gedachte. Es war ihr eine süße Gewohnheit geworden, abends, bevor sie einschlief, auch ihn einzuschließen in ihr Gebet und den Himmelsvater zu bitten, daß er dem unbekanntem Gläubiger ein menschliches Herz schenken möge, damit ihr Freund Haus und Hof nicht verliere. Wie sehnlich wünschte sie den Tag heran, an welchem das Testament ihres Vaters eröffnet werden sollte! Sie wollte dann Sepp alles, was sie selbst erhalten würde, zur Verfügung stellen.

Im Kopfe des Mädchens entstanden oft die buntesten Luftschlösser; sie war ja in einem Alter, wo man so leicht ein geübter Phantasie—Baumeister wird, Schloß an Schloß erstehen läßt, um sich dann einzulullen zum süßen, seligen Traume.

Waberl hatte drei Hauptwünsche: daß die Ahnl noch recht lange und gesund lebe, daß das Testament ihres Vaters ihr soviel Vermögen bringe, um Sepp helfen zu können und – der dritte Wunsch war ihr noch unaussprechlich, aber er war über alle Maßen schön und in Gedanken hegte und pflegte sie denselben mit stiller Freude. Und gerade dieser Wunsch, den

sie in der Tiefe ihres Herzens groß gezogen, er sollte bei ihrer Wiederkehr nach ihrem stillen Dörfchen die erste große und bitterste Enttäuschung ihres Lebens werden.

Sie war am Vorabende ihres Geburtstages, am Samstag nach dem Frohnleichnamsfeste, wiedergekehrt. Ihr Herz klopfte vor unendlicher Freude, als sie ihre Berge und Thäler, ihr Dörfchen und vor allem ihre Großmutter wieder erblickte. Diese konnte sich nicht satt sehen an der schönen Enkelin.

Das war eine Freude! Und die Nachbarn kamen herbei und schlugen die Hände zusammen über das groß und schön gewordene und „so natürlich geliebene Waberl.“ Sepp aber hatte an diesem Abende das Mädchen nicht begrüßt. Waberl wünschte wohl, im Vorbeifahren an seinem Hause ihn zu sehen, aber vergebens; doch hoffte sie sicher, ihm morgen beim „Drachenstiche“ in Furth zum ersten Male zu begegnen.

Oft hatte Waberl die Frage auf der Zunge, wie es dem jungen Mirtl ginge; aber sie hoffte, daß die Großmutter selbst davon anfangen würde und es war ihr bald auffallend, daß dies nicht geschah und – wie es ihr vorkam – absichtlich unterblieb. Warum that die Ahnl das? Von allem erzählte sie, nur nicht von Sepp. So erzählte sie, wie liebevoll sie von dem böhmischen Mädchen gepflegt worden, wie brav und ordentlich dieses sei und daß vor wenigen Tagen der Bräumeister eines Oekonomiegutes, wo sie fast zwei Jahre gedient, um deren Hand angehalten habe. Die Böhmin war auch ganz überglücklich. Die Liebe hatte sie schön gemacht und aus der gefürchteten Hexe war in wenigen Jahren ein recht schmuckes Deandl geworden. Glaubte oder wußte auch niemand mehr von ihrer Hexerei, der erwähnte Bräumeister hatte doch die Ueberzeugung, daß sie ihn dermaßen verhext habe, daß er sie zu seinem Weibchen erwählen mußte.

„Geh'n wir morg'n nach Furth zum Drachenstich?“ fragte jetzt Waberl, die es nicht länger über sich gewinnen konnte, das Gespräch auf Sepp zu bringen.

„Wenn's d' dazua Lust hast, Waberl, herzli gern!“ erwiderte die Alte.

„Wer macht denn die Prinzessin beim Drachenstich?“ fragte Waberl weiter.

„Das Voglbäcker-Katherl,“ antwortete etwas verlegen die Alte.

„Was?“ rief Waberl. „Das hochmütige Katherl? No', da freu i mi, die zu seh'n! Ob's wohl no' so an' groß'n Haß auf mi hat, wie früher, als wir zusamma in Furth in d' Schul gangen sind? Die hat mir's nie verziehn, daß i als arm's Fuhrmannsmadl immer die erste und sie als reiche Bäckerstochter immer die letzte war. Ahnl denkst no' dran, wie wir Deandln mit einander g'rauft hab'n, weil i bei der Preisverteilung den ersten Preis kriegt hab? Es war a stark's Regenwetter und am Nachhaus'weg is das boshafte Ding auf mi zu, reißt mir den Preis aus der Hand und wirft dös schöne blaue Buch in die nächst schmutzig Wasserlachn. I außer mir vor Entrüstung gieb nüt eher Ruh', bis das schön kleid'te Katherl aa der Läng nach im Schmutz g'leg'n is. Da hat's zappelt neben mein' ruinierten Preis und die Leut hab'n g'lacht. Niemand hat si drum erbarmt – außer dir, Ahnl. Du hast es wieder raus aus dem Bad und i hab von dir an' andern wohlverdienten Preis kriegt – du weißt schon, was i mein! – Seitdem is's Katherl mei' Todfeindin und die is's mir g'lunga, sie zu versöhna. Und die seh'g i morg'n als Prinzessin! Aber, wer macht denn ihren Ritter?“

Die Alte kam bei dieser Frage abermals in Verlegenheit, doch die Böhmin antwortete rasch: „Den Ritter macht der Mirtl-Sepp!“

„Der Mirtl-Sepp?“ rief Waberl und sie fühlte, wie das Blut in ihre Wangen und dann wieder zurückschoß und ihr ganzes Gesicht blaß wurde. „Der Mirtl-Sepp?“

„Ja,“ entgegnete die Böhmin. „G'wiß is's so.“

„Is der Sepp der Hochzeiter vom Katherl?“ fragte Waberl mit klangloser Stimme.

Die Alte wußte hierauf nicht zu antworten. Sie sah die Blässe auf Waberls Gesicht und fühlte lebhaft, was im Innern ihrer Enkelin vorging.

Die Böhmin aber antwortete statt der Alten. „Die Leut sagen's,“ erzählte sie. „Die Sach is plötzli entstanden. Der Sepp war ursprüngli nüt zum Ritter b'stimmt, sondern der Alexen-Baptistl, den ma mit'm Katherl lange Zeit 'rumtrag'n hat, daß 's a Paar wär'n. Sie hab'n aa

schon die Prob'n mit einand g'halten und hab'n si erst vor acht Tag so z'kriegt, daß der Baptist nimmer mög'n hat. Jetzt war alles in großer Verlegenheit, wer den Ritter macht und der Sepp hat si endli entschlossen, dafür einz'tret'n. Er hat selber g'sagt, am Sonntag wird sei' Verlobungstag sein und ma glaubt überall, daß er si nach dem Drachenstich mit der Prinzessin verlob'n wird.“

„Is er in der letzten Zeit nimmer nach Kleinaig'n komma?“ fragte Waberl die Alte, welche sich im stillen über die geschwätzige Böhmin ärgerte.

„Seit acht Tag hon i'n nimmer g'sehg'n,“ entgegnete diese. „Uebrigens, Waberl, is's Zeit, daß wir jetzt schlafn geh'n. Du bist müd' von der Reis' und morg'n sprech'n wir über alles, was si ereignet hat, seit du fort warst.“

\* \* \*

Waberl legte sich wohl zur Ruhe, aber sie ruhte nicht. Es war ihr so plötzlich der schönste Wunsch ihres Herzens gestorben; sie hatte ihn nie ausgesprochen diesen Wunsch, aber jetzt lag seine Leiche vor ihr und sie fand Worte, das Verlorene zu beklagen. Es war die verzehrende Flamme der verschmähten Liebe, die in des Mädchens Herzen aufzulodern begann. Blieb sie auch unausgesprochen, diese Liebe, sie ward doch in ihrem Herzen ein tiefer, klarer Brunnen, aus welchem sie all ihre Freuden, alle süßen Ahnungen für die Zukunft geschöpft.

Und jetzt – wie ganz anders war es jetzt! Kein Schlaf sollte ihre müden Glieder die erste Nacht erquicken; den Kopf in das Kissen gehüllt benetzte sie dieses mit den bittersten Thränen, die je aus ihren Augen geflossen. Sie hörte nicht, wie sich die Thüre zu ihrer Kammer öffnete und die Großmutter sich an ihr Bett setzte. Erst als sie deren Hand auf ihren Kopf gelegt fühlte, blickte sie auf und sah beim Scheine eines Nachtlämpchens über sich das besorgte Antlitz der Matrone.

„Waberl,“ sagte diese, „du bist krank!“

„Ja, ja!“ entgegnete das Mädchen, „recht krank, Ahnl.“

„Dei' Stirn is hoäß, Waberl, i werd' um den Doktor schicken!“

„Mir kann koa' Doktor helfen!“ entgegnete das Mädchen unter einem Strom von Thränen.

„Sei ruhig,“ tröstete die Alte, „i woäß, was dir fehlt. Du hast den Sepp gern.“

„Ja,“ lispelte kaum hörbar das Mädchen.

„I kann di nöt schelten, deswegen,“ sagte die Alte; „lang hon i dös kommen sehgn und trag selbst die größte Schuld daran, daß i's hab kommen lass'n. I hab den Sepp immer als an' braven Burschen g'schätzt und mir im stillen nix sehlicher g'wünscht, als daß er di amal zu seiner Hausfrau wähl'n möcht. Du wirst morg'n erfahr'n, welch andern Grund i no' g'habt hon, dös z' wünschen, obwohl der Sepp niemals mit mir d'rüber g'sprochen hat; aber seit etli Wochen is er mir ganz verstimmt vorkomma. I hon eams ang'merkt, daß 'n was druckt und seit acht Tag erzählt ma sie überall, daß er si morg'n versprech'n wird.“

„Es wird mei' Tod sein!“ sagte das Mädchen im schmerzlichsten Tone.

„Das woll der Himmel verhüten! Wenn der Sepp so schnell entschloss'n sein konnt, a Deandl z' nehmen, die no' vor acht Tag an' andern Liebhaber g'habt hat, so zeigt das von koan g'setzten Charakter und um so an' Mann därf dir's nöt leid sein.“

„O nei', Ahnl!“ rief das Mädchen rasch. „Der Sepp hat an' guten Charakter und i weiß wohl die Ursach, die 'n veranlaßt, das reiche Katherl als Frau z' nehmen. Es is morgen am ersten Juni für ihn a verhängnisvoller Tag! Uebrigens hat er gegen mi gar kei' Verpflichtung; er hat mir weder Lieb no' Heirat versproch'n und es is nur a Dummheit von mir, daß i mir's einbild't hab. I bin an' arm's Deandl und mit mir wär 'n Sepp weni g'holfn!“

„Gott wird's scho' richten, Kind, wie's recht is. Wein' dir deine Aug'n nöt rot oder werd' gar krank, sonst könnten wir morg'n früh gar nöt aufs Pfarramt zur Testamentseröffnung und no' viel weniger nach Furth zum Drachenstich.“

„I, Ahnl, geh nöt nach Furth!“

„Das wär nüt klug,“ entgegnete die Alte. „Daß dir’s alle Leut anmerkten, was di schmerzt und di am End auslachten. Die Menschen ergötz’n si oft nur am fremden Load und wenn ’s auch bedauern, können’s do’ in solchen Dingen nüt helfn. Und Waberl, si bedauert sehn, macht ’s Load nur desto z’widerer. Trag dei’ G’schick mit Christenmuat; Jammern und Klagen hilft nix und laß Gott für das übrige sorg’n. Er hat g’holffen, er hilft no’, er wird weiter helfen!“

Nach diesen Worten küßte die Alte die Enkelin und ging in ihre Stube zurück.

Waberl war hierauf etwas beruhigter, aber die Beruhigung würde nicht lange gewährt haben, wenn nicht der Schlaf, der willkommenste Freund aller Betrübten, sich ihrer erbarmt und das erregte Herz gestärkt hätte, das mit dem ersten Bewußtsein seiner Liebe schon empfinden mußte, was es heißt und wie es schmerzt – ihr zu entsagen.

## XI.

Der Drachenstich, dieses eigentümliche Volksfest, das zu Furth alljährlich am Sonntage nach dem Frohnleichnamsfeste abgehalten wird, verdankt seinen Ursprung wahrscheinlich einer jener Lindwurmsagen, die ehemals fast in allen Gebirgsländern unter dem Volke verbreitet waren.

Das Schauspiel, das zum Nutzen der Wirte, Bäcker und Metzger immer sehr viele Zuschauer aus der Umgegend, namentlich aus Böhmen, herbeizieht, geht in den ersten Nachmittagsstunden des genannten Tages auf dem Stadtplatze vor sich. Die auftretenden Personen sind: Ein Rittersmann zu Pferd, in Harnisch, Blechhaube und Kanonenstiefeln, umgeben von einer Schar Trabanten; dann eine Königstochter aus unbekanntem Lande, welche zum Zeichen ihres hohen Standes ein Goldkrönlein auf dem Haupte trägt und mit so viel Silberschnüren und Schaumünzen behängt ist, als man nur immer auftreiben kann. Eine Ehrendame, „die Nachtreterin“ genannt, begleitet die Prinzessin und trägt auf einem Teller den für den Ritter bestimmten Ehrenkranz. Dazu kommen noch Edelfräuleins, Ritter und Knappen, welche vor dem Drachenstiche zu Wagen und Pferd, an der Spitze eine altertümlich gekleidete Musikbande, durch die Straßen der Stadt ziehen.

Die Prinzessin nimmt dann auf einer erhabenen Bühne Platz. Ihr gegenüber stellt sich in einiger Entfernung der Drache auf, ein greuliches Monstrum, dicken, ungestalten Leibes; näher beschaut freilich nur ein Holzgerippe, mit bemalter Leinwand überzogen und von zwei im Innern verborgenen Männern bewegt.

Ein dichter Menschenknäuel sammelt sich jedesmal um diese abenteuerliche Erscheinung, und dann macht sich der Drache bisweilen den Spaß, mit aufgesperrtem Rachen unter die Menge zu rennen, die eilig zurückweicht und dabei in possierlicher Weise übereinanderpurzelt. Der Hauptspaß aber ist, wenn es dem Ungeheuer gelingt, eine Böhmin in dem Haufen zu packen und ihr mit den Zähnen die breite Tellerhaube vom Kopfe zu reißen. Dieser Coup erregt unausbleiblich ein echt homerisches Gelächter, aus tausend Kehlen erschallend.

Inzwischen sprengt der Ritter zur Prinzessin heran und es entspinnt sich zwischen beiden nachfolgender Dialog in altväterischen Knittelversen:

Ritter.

Grüß Gott, Grüß Gott, ihr königliche Tochter mein!  
Was macht ihr hier auf diesem harten Stein?  
Mich dünkt’s, ihr seid ganz trauervoll,  
Die Sach’, die Sach’ steht nicht gar wohl.



Prinzessin.

Ach, edler, treuer Rittersmann!  
 Mein' Not und Treu klag ich Euch an.  
 Ich wart' dahier auf Drachengreul,  
 Er wird mich schlucken in schneller Eil! –

Ritter.

Schad't nicht, schad't nicht, seid wohlgenut!  
 Die Sach', die Sach' wird b'währt und gut!  
 Rufet zu mir und betet zu Gott,  
 Er wird uns helfen aus aller Not.

Prinzessin.

Ach, edler, treuer Rittersheld,  
 Flieht weit hinweg, flieht weit ins Feld!  
 Sonst müßt ihr euer ritterliches Leben  
 Mit mir bis in den Tod aufgeben.

Ritter.

Ich als starker Rittersmann! –  
 Das grausam Thier macht mir nicht bang.  
 Mit meinem Degen und Rittershand,  
 Will ich es räumen aus dem Land.

Prinzessin.

Seht, seht, Ritter und Herr!  
 Das grausam Tier tritt schon daher! – –

Während dieser Worte rückt der Drache gegen die Bühne vor und stellt sich an, als wolle er die Prinzessin verschlingen. Doch der kühne Ritter sprengt ihm entgegen und stößt seine Lanze tief in den Rachen des Ungeheuers. Bei diesem Manöver muß aber derjenige, welcher die Rolle des Ritters spielt (immer ein junger Bürgerssohn), bedacht sein, die in der Gaumenhöhle verborgene mit Blut gefüllte Blase zu treffen.

Das Volk will Blut sehen, sei es auch nur unschuldiges Ochsenblut, und wenn der Held des Tages fehlsticht, überschüttet ihn ein Hagel von Spottreden.

Ist der Lanzenstich glücklich beigebracht, so zieht der Ritter sein Schwert und haut den Drachen ein paar Mal über den Schädel und macht ihm vollends den Garaus. Nachdem er auf diese Weise das Scheusal abgethan, sprengt er unter dem Beifall des Volkes zu der Prinzessin zurück und ruft siegesfroh aus:

Freud! Freud! Ihr königliche Tochter mein!  
 Jetzt könnt ihr frisch und fröhlich sein!  
 Dem Drachen hab' ich geben seinen Rest,  
 Weil er die Stadt so lang gepreßt.

Die Prinzessin dankt mit den Worten:

Ach, edler, treuer Rittersheld,  
 Weil er den Drachen hat angefällt,  
 Zu seinem Degen und Ritterlanz'  
 Verehr ich ihm ein schön's Ehrenkranz.

Hiermit steigt sie von der Bühne herab und spricht, indem sie dem Ritter den Kranz um den Arm bindet, die Schlußverse:

Der Herr Vater und Frau Mutter werden kommen sogleich  
 Und werden uns geben das halbe Königreich! –

Die Trabanten nehmen jetzt den Ritter und die Prinzessin in die Mitte und geleiten mit dem übrigen Hofstaate sie in die Herberge zum Rittertanze.

Die Zuschauer zerstreuen sich nun auch in die Schenken und das Fest endet, wie die deutschen Volksfeste immer, mit einem allgemeinen Trinkgelage. Früherhin tauchten viele weiße Tücher in das Drachenblut, um mittels derselben einen hohen Flachswuchs zu erzielen oder bösen Feldzauber damit zu vernichten.<sup>4</sup>

So die Handlung des Drachenstiches, dessen Hauptheld diesmal der Mirtl-Sepp war, während das Voglbäcker-Katherl die Prinzessin spielte.

Da in den meisten Fällen der Ritter und die Prinzessin Verlobte sind oder bei dem Rittertanze öfters solche werden, so nahm man als ziemlich gewiß an, daß auch der junge, hübsche Mirtl bei dieser Gelegenheit um Katherls Hand anhalten und sie erhalten würde. Freilich äußerte man sich nicht in der günstigsten Weise über die stolze Bäckerstochter, die aus Eitelkeit die Rolle der Prinzessin nicht wieder abtreten wollte, trotzdem ihr früher erklärter Liebhaber, der Alexen-Baptistl, sich bewogen gefühlt, Ritter- und Liebhaberrolle aufzugeben. Es gab sich auch anfangs kein Bürgerssohn dazu herbei, mit ihr zu spielen, bis sich endlich Sepp hierzu bereit erklärte, der aber seine eigene Ursache dazu hatte. Tausende von Schaulustigen waren von allen Seiten zu diesem Volksfeste herbeigekommen, das vom herrlichsten Wetter begünstigt war. –

Die alte Nandl und ihre Enkelin hatte man in Eschlkam nach dem Hochamte in den Pfarrhof berufen, wo ihnen das in einem Kästchen aufbewahrte Testament von Waberls Vater ausgehändigt wurde.

Die freudige Hoffnung, welche das Mädchen daran seit langem knüpfte, war nicht in gewünschter Weise in Erfüllung gegangen. Diese Testamentseröffnung konnte sie nicht froh machen. Das Testament enthielt eine Anweisung auf eine allerdings beträchtliche Summe auf das Haus Mirtl und bei Zahlungsunfähigkeit des Besitzers die Befugnis zur Besitzergreifung des ganzen Anwesens.

Waberl selbst war also jener von Sepp so sehr gefürchtete, unbekante Gläubiger, um den sie so oft zum Himmel gefleht, daß sein Herz erweicht werde, den jungen Mann nicht zu ruinieren. Wie glücklich hätte sie ihn jetzt machen können! Ach, wenn es noch so gewesen wäre wie früher! Aber jetzt – was sollte sie jetzt thun? Sie war unendlich betrübt, als sie mit der Alten den Weg nach dem Dorfe eingeschlagen, und fest entschlossen, nicht zum Drachenstiche zu gehen. Auch die Nandl zeigte heute weniger Lust dazu und ging nachdenkend und kopfschüttelnd neben dem Mädchen her. So kamen sie traurig bei ihrem Häuschen an, wo sie zu ihrer Ueberraschung ein Wagen von Mirtl erwartete, um sie nach Furth zu fahren. Der Knecht richtete einen Gruß von seinem Herrn aus und berichtete, daß er den Auftrag habe, die beiden in ein Haus am Hauptplatze zu fahren, wo bereits ein Zimmer für sie bestellt sei, von dem aus das Fest am besten mit angesehen werden könne.

In beiden tauchte ein und derselbe Gedanke auf, den sie sich zwar gegenseitig verschwiegen, der aber doch geeignet war, die gedrückte Stimmung, in der sie sich befanden, einigermassen zu verscheuchen. Die Hoffnung regte sich wieder im Herzen des Mädchens.

---

<sup>4</sup> Über das Herkommen und den Sinn dieses Drachenkampfes weichen die Meinungen von einander ab. Die Annahme, daß dieser Drachenstich aus dem Heidentume stamme, wird durch den Aberglauben motiviert, den das Volk der Heilsamkeit des Drachenblutes für das Gedeihen der Flachsäcker zuschreibt. Der Volksglaube haftet in der Regel nur an Gebräuchen, die aus dem alten Heidentume stammen und mit uralten Kultusgebräuchen, namentlich mit Festfeuern und Opfermahlen, in irgend einem Zusammenhange stehen. So hält man diesen Drachenstich für den Überrest eines alten Sommerfestes, wo der Sieg des Sommers über den Gewitterdrachen, der das junge, im Frühlings schmucke prangende und glänzende Jahr – die Prinzessin – mit seinen Schrecken und Verderben bisher bedroht hat, gefeiert wird. Nach anderen stellt die Handlung die Besiegung des Lindwurm durch den St. Georg vor. Über das Herkommen dieses Festes lebt im Volke die Sage, daß einmal in Furth die Pest gehaust und viele Menschen dahingerafft habe. Niemand habe damals die Toten begraben wollen, da habe man den Drachenstich aufgeführt und dadurch das Herzströmen Schaulustiger nach dem verpönten Orte bezweckt. Seit jener Zeit wird dieses Fest nun alljährlich wiederholt.

Waberl setzte ihr nettes Riegelhäubchen auf, richtete ihre dunklen Locken zurecht und bald saß sie neben ihrer Großmutter auf Sepps Wagen, der sie zu dem bestimmten Hause nach Furth fuhr.

Die Leute drängten sich unten auf dem Platze zu Tausenden herum und alles war froh und guter Dinge.

Endlich kam die bestimmte Stunde.

Die Prinzessin hatte sich bereits auf ihren Platz begeben und der greuliche Drache machte zum Ergötzen der Zuschauer seine Manöver.

Jetzt ertönte ein Trompetensignal und der Ritter hoch zu Roß nahte mit seinen Trabanten. Stolz hielt sich der schöne hohe Mann und alles lobte die feine Art seines Benehmens. Er winkte nach rechts und links gnädig herab von seinem schön gezäumten Schimmel, bis er in die Nähe des Hauses kam, wo Waberl am Fenster stand. Als er sie erblickte, gab er dem Pferde die Sporen, daß es hoch aufbäumte, und sandte einen langen, langen Blick, begleitet von einem echt ritterlichen Gruße, hinauf zu dem lieben Mädchen, dessen Wangen sich wieder röteten bei dem Anblicke ihres Freundes, bei dem Gruße und dem vielsagenden Blicke.

Sie nickte ihm lächelnd zu, und jetzt sprengte er mutig hin zu der bedrohten Prinzessin, sprach seine Rolle meisterlich herab, begann hierauf den Kampf mit dem Drachen, dem er so geschickt die Lanze in den Rachen stieß, daß ein Strom von Blut hervorquoll, worüber ein tausendstimmiges Bravo und Jauchzen der Menge erschallte. Mit dem Schwerte gab er sodann dem Ungeheuer einige Streiche, der Drache wälzte sich in seinem Blute am Boden und – verendete.

Der kühne Reiter führte sodann unter einstimmigem Jubel die Prinzessin nach dem Gasthofe, wo der Rittertanz abgehalten werden sollte. Dort aber beurlaubte er sich möglichst galant von der Prinzessin aus einem Grunde, der das stolze Katherl so empörte, daß sie ihre anwesende Mutter ersuchte, sogleich nach Hause gehen zu dürfen.

Sepp aber eilte in das Haus, wo Waberl weilte und ihn auch erwartete.

„Waberl, grüß die Gott!“ rief er freudig aus, als er sie erblickte, und schon wollte er sich ihr in alter Weise nähern, als er sich plötzlich seiner ritterlichen Stellung erinnerte.

Er setzte sich in Positur und eine komisch-ernste Miene annehmend, sagte er zu dem Mädchen, das jetzt in seiner ganzen Lieblichkeit vor ihm dastand:

„Waberl, was hat dei’ selige Mutter prophezeit – wer wird amal kemma und um dei’ Hand inhalt’n?“

„A Ritter!“ erwiderte rasch das Mädchen in freudigstem Tone, während ihr Gesicht eine tiefe Röte überflog.

„Waberl, i hon di gern!“ sagte jetzt herzlich der junge Mann, dem Mädchen beide Hände hinreichend.

„Mei’ liawa Bua!“ entgegnete Waberl, Sepps Hände mit den glücklichsten Gefühlen erfassend.

„I hon zwar koa’ G’schloß,“ sagte nach einer kleinen Pause der Mann, „i hon vielleicht von heut an nöt amal mehr Haus und Hof; aber es wird mir so viel übrig bleib’n, daß wir uns a kloans Häusl kauf’n könnn und meine fest’n Arm wern scho’ fürs andere sorgn.“

Die Großmutter, welche daneben stand und weinte, zog jetzt aus ihrer Tasche das Testament, und dasselbe Sepp reichend, sagte sie:

„Du brauchst koa’ kloans Häusl, Sepp, ’s Waberl bringt dir a groß’s mit und no’ dazua oans, dös dir’s allerliabste sei’ wird.“

Sepp las die Schuldverschreibung seines verstorbenen Vaters und als er sie der Alten zurückgab, war es ihm, als wäre ein Stein von seinem Herzen genommen, und als er die Augen wieder auf sein Mädchen richtete, fielen große Thränen daraus; er konnte kein Wort hervorbringen. Schweigend zog er die Geliebte an sein Herz und dieses pochende Herz sagte Waberl alles beredter, als seine Zunge es vermocht hätte.

Ihr Blick strahlte vor Seligkeit! Gestern so trostlos – heute so selig. Sind es doch die süßesten Freuden, zu denen man durch Leiden gelangt!

„Ahn!“, sagte sie zu der glücklichen Alten, „so is ja alles in Erfüllung gangen, wie du und d’ Mutter mir’s prophezeit habt’s!“

„No’ nôt alles!“ fiel Sepp ein. „D’ Hauptsach kommt erst und dös is – unser Hochzeit; jetzt aber kimm, liab’s Bräutl, zum Rittertanz, damit’s die ganze Stadt erfahrt, wer mei’ rechte Ritterin is!“

So geschah’s denn, und einige Wochen später war Waberl die glückliche Frau jenes Hauses, dessen treuester Diener ihr Vater gewesen und wo sie vor wenigen Jahren zum ersten Male ihr Lied gesungen als arme Christkindlsingerin.

München, im Mai 1863